



Bitte weitergeben!
Nicht wegwerfen!

BERLINER EXTRABLATT

Neueste und gründliche Informationen zum Bau des Humboldt Forums in der Gestalt des Berliner Schlosses

Nr. 104 - November 2025

Diesmal mit
besonders
vielseitigem
Inhalt!

GRATISEXEMPLAR



Deutsches
Zentralinstitut
für soziale
Fragen (DZI)
**Ihre Spende
kommt an!**

Schönes Bild nach 34-jähriger Arbeit: Das Schloss ist äußerlich fertig. Der Regenbogen zeigt unsere Freude darüber. Aber es gibt noch mehr zu tun...

Mitteilungsblatt des Fördervereins Berliner Schloss e.V.



Das Berliner Schloss im Sonnenuntergang, eine halbe Stunde später als auf dem Titelbild. Der Regenbogen ist immer noch da!

Nein, das Berliner Schloss ist noch nicht fertig

von Rainer Haubrich



Rainer Haubrich

Ende Juni wurde das offizielle Ende des Wiederaufbaus des Berliner Schlosses gefeiert. Zuletzt waren die noch fehlenden 19 Balustradenfiguren auf ihre Plätze gehievt worden. Für die „Stiftung Hum-

boldt Forum im Berliner Schloss“ reicht es jetzt mit der Rekonstruktion – oder wie es zuvor die Ampel-Kulturstatsministerin Claudia Roth (Grüne) klar formuliert hatte: „Weitere Rekonstruktionen sind nicht erwünscht.“

Das sieht Wilhelm von Boddien ganz anders, der Geschäftsführer des Fördervereins Berliner Schloss, der seit seinem Coup mit der

Schloss-Attrappe vor 32 Jahren die treibende Kraft beim Wiederaufbau der Hohenzollernresidenz war. Ihm gelang es gegen alle Experten und Zweifler, zwei Drittel der Bundestags-Abgeordneten zu überzeugen und 110 Millionen Euro für die originalgetreu rekonstruierten Barockfassaden von privaten Spendern zu sammeln. Ohne Wilhelm von Boddien, das konzedieren auch

seine Gegner, stünde das Bauwerk nicht im Herzen Berlins.

Wie er das geschafft hat? Bei seinem Grußwort zum Festakt am Wochenende zitierte er den französischen Schriftsteller Antoine de Saint-Exupéry: „Wenn Du ein Schiff bauen willst, so trommle nicht Leute zusammen, um Holz zu beschaffen, Werkzeuge vorzubereiten, Aufgaben zu vergeben und die



Regen Besuch im Bistro Lebenswelten im Schlüterhof

Arbeit einzuteilen, sondern wecke in ihnen die Sehnsucht nach dem weiten, endlosen Meer!“ Er habe mit Bürgern und Politikern wenig über Geld geredet, „obwohl wir das ja unbedingt brauchten. Wir haben einfach versucht, zunächst unsere Begeisterung auf sie zu übertragen. Auf den Gipfel eines Berges legten wir so eine Schneekugel und stießen sie in den Abgrund. Auf dem Weg ins Tal wurde sie über diese Begeisterung zur Lawine. So haben wir es geschafft, 110 Millionen Euro an Spenden zu bekommen.“

Und der heute 83-Jährige sammelt weiter. Einmal für die Rück-

kehr der Rossebändiger, die einst vor dem Lustgarten-Portal IV standen und sich heute im Kleistpark im Bezirk Schöneberg befinden. Auch der Neptunbrunnen, der heute auf der großen Freifläche zwischen Rotem Rathaus und Fernsehturm steht, solle an seinen einstigen Standort am Schlossplatz zurückkehren, für den er einst geschaffen wurde. Und von Boddien träumt davon, einen der spektakulärsten Innenräume des einstigen Schlosses zu rekonstruieren: die „Gigantentreppe“ von Andreas Schlüter, eines der frühesten und großartigsten Treppenhäu-

ser des deutschen Barocks. Der Architekt des neuen Schlosses, Franco Stella, hat am einstigen Ort des Treppenhauses den Betonrohbau so bemessen, dass es noch nachträglich eingefügt werden könnte.

Aktuell befindet sich an dieser Stelle der Skulpturensaal, in dem man historische Überreste der einstigen Schlossfassaden besichtigen kann. Dort wird am Beispiel einer der monumentalen Skulpturen auch demonstriert, wie die Steinbildhauer Schritt für Schritt exakte Kopien der einstigen Originale herstellen. Damit sich Besucher – und potenzielle Spender – dies im Juli

anlässlich der Spenderdankwochen auch dienstags, am Schließtag des Humboldt Forums, ansehen konnten, hat Wilhelm von Boddien die Stiftung davon überzeugt, dass man den Skulpturensaal in den Juli-Wochen auch an Dienstagen bei freiem Eintritt besichtigen kann. Es war sicher nicht sein letzter Streich.

Rainer Haubrich ist stellvertretender Leiter der Meinungsseite in „DIE WELT“, in der dieser Beitrag am 2. Juli 2025 erschien. Wir danken für die Möglichkeit, ihn hier abdrucken zu können.



Sommer 2025. Das Schloss von Westen. Alle Balustradenfiguren sind jetzt aufgestellt.

Rede anlässlich der offiziellen Baufertigstellung

Ende der Rekonstruktionsarbeiten des Berliner Schlosses??

von Wilhelm von Boddien

Am 30. Juni war es 32 Jahre her, dass wir in Berlin die große Schloss-Simulation eröffneten. 32 Jahre heiterer, nerviger und auch zuweilen sehr anstrengender Arbeit liegen hinter uns. Dabei lernte ich viel, vor allem aber auch, dass es keine schwere oder leichte Arbeit gibt, sondern nur Arbeit, die Freude macht, oder auch nicht. Die Letzte sollte man schnell hinter sich

bringen, wie auch die damit verbundenen Unannehmlichkeiten, weil sie es sonst schafft, einem die immer wieder neu zu motivierende Freude an der Arbeit zu vergällen. Denn ohne eigene Begeisterung geht hier gar nichts. Und beide Sorten der Arbeit habe ich in den vielen Jahren reichlich oft und so ziemlich sättigend erlebt.

Wie also bringe ich Dinge zum

Erfolg, die abgelehnt werden, die also zunächst für eine Mehrheit als verrückt und gar als anmaßend gelten? Dazu gibt es kluge Sätze von weisen Menschen, die man nicht neu erfinden muss, weil in ihnen eine ganze Menschheitserfahrung liegt:

Antoine de Saint Exupéry schrieb: „Wenn Du ein Schiff bauen willst, so trommle nicht Leute zu-

sammen, um Holz zu beschaffen, Werkzeuge vorzubereiten, Aufgaben zu vergeben und die Arbeit einzuteilen, sondern wecke in ihnen die Sehnsucht nach dem weiten, endlosen Meer!“

Sehr pragmatisch schrieb Arthur Schopenhauer eine Parabel über den Umgang der Menschen miteinander, sie lautet sinngemäß so:

„Mitten in einem eiskalten Win-



Die Königskartusche an der Südseite von Portal III

ter, in stockdunkler Nacht stand in einem Wald eine Rote Stachelschweine. Und sie froren erbärmlich. Da sie aber Warmblüter waren, beschlossen sie, ganz dicht zusammenzurücken, um sich zu wärmen. Das taten sie aber so heftig, dass sie sich mit ihren Stacheln tief ins Fleisch stachen und laut schreien vor Schmerz wieder auseinanderfuhren. Und nun standen sie wieder herum und froren weiter. Schließlich versuchten sie es in einem Hin- und Her solange, bis sie schließlich eine Entfernung gefunden hatten, in der sie sich schon ganz schön wärmten und nur noch ein wenig piekten. Und diese Entfernung nannten sie seitdem: Höflichkeit und feine Sitten.“

Im Umgang der Menschen miteinander gibt es noch zwei weitere Lehren:

„Treppen werden von oben gefegt.“

Entscheider stehen immer oben auf dem Podest. Eine stark verstaubte Treppe von unten nach oben zu fegen, sorgt dafür, dass immer neuer Dreck von oben nach unten kommt, eine große Staubwolke entsteht, in der der Treppenfeger unsichtbar wird. Die oben auf dem Podest nennen so etwas Basisdemokratie, vielleicht auch deswegen, weil sie den Überblick verloren haben.

Eine andere Weisheit lautet:

„Der Wurm muss dem Fisch schmecken, nicht dem Angler.“

Rechnen Sie immer damit, dass es viele Fische gibt, da muss man schon den Wurm am Haken haben, der den meisten Fischen schmeckt. Diese beiden Prinzipien sind für die Mehrheitsbeschaffung in der De-

mokratie wichtig, dazu gehört auch die Erkenntnis, dass man es niemals allen recht machen kann. Je stärker die eigene Mehrheit wirkt, desto heftiger werden die Angriffe derjenigen, die sich nicht eingestehen wollen, dass sie es nicht geschafft haben, eine Mehrheit zu erringen. Das geht hinein bis in den persönlichen Bereich, oft bis unter die Gürtellinie.

Aber das muss man abkönnen, wenn man es wagt, wie meine damals nur wenigen Freunde und ich, über die Bebauung des wichtigsten Platzes unserer alt-neuen Hauptstadt Berlin eine Entscheidung zugunsten des Wiederaufbaus des Schlosses zu erzielen.

Wir brauchten also immer starke Nerven und trotz aller inneren, möglichst nicht sichtbaren Aufgeregtheit, eine große äußere Gelas-

senheit. Denn es gilt ein weiterer, weiser Satz:

„Wer seine Flinte ins Korn wirft, kann auf keine erfolgreiche Treibjagd hoffen.“

Im Mittelpunkt unserer Tätigkeit stand: Wir haben mit den Menschen wenig über Geld geredet, obwohl wir das ja unbedingt brauchten. Wir haben einfach versucht, zunächst unsere Begeisterung auf sie zu übertragen. Auf den Gipfel eines Berges legten wir so eine Schneekugel und stießen sie in den Abgrund. Auf dem Weg ins Tal wurde sie über diese Begeisterung zur Lawine. So haben wir es geschafft, über 100 Millionen Euro an Spenden zu bekommen. Diese stehen für ein riesiges Vertrauen der Spender in uns. So wir vorher zunächst aber erst gewinnen mussten.

Nach der Entscheidung des



Bei tiefstehender Sonne bilden sich an der Lustgartenseite des Schlosses Schatten, die den Eindruck des Bauwerks weiter verschönern.

Deutschen Bundestags, mit einer fast zweidrittel Mehrheit, das Schloss zum Wiederaufbau freizugeben, gab es zu nächst fast eine Euphorie, Neugier, aber auch starke Zweifel auf allen Seiten: „Schaffen die das überhaupt?“

Damals wurde die zuerst so hei-ßende Stiftung Berliner Schloss – Humboldt Forum für uns ein sicherer Ankerplatz, eine große Hilfe bei der Spendenakquisition. Es kam zu einem regelmäßigen, sehr freundschaftlichen Meinungsaustausch, mindestens einmal im Monat.

Diese Freundschaft wurde verkörpert von Manfred Rettig, Johannes Wien, Astrid Krüger und vielen weiteren Mitarbeitern der Stiftung. Sie war aber immer distanziert, um die gegenseitige Unabhängigkeit zu wahren, nach hanseatischer Art, und natürlich blieben wir beim „Sie“.

So gelang es uns, schließlich alle Erwartungen zu erfüllen, über 100 Millionen Spenden wurden uns geschenkt.

Die Verbindung zu den Spendern wurde gefestigt durch viel Spenderlob und Spenderfreude. Viele von ihnen wurden so zu Mehrfachspendern.

Die besten Spendensammler

waren aber erstaunlicherweise unsere Schlossgegner, nur haben die das nicht gewusst:

Ihre Kritik spornte uns an, wir durften uns keine Fehler erlauben, schlugen sie uns doch Begriffe wie Fake und Disneyland um die Ohren. Wäre es bei irgendeinem Detail dazu gekommen, wäre die Spendensammlung zusammengebrochen. Niemand spendet in ein solches Loch.

Die Kontrolle der Qualität der Schlossrekonstruktion gegenüber dem Original wurde auf die Spitze getrieben, wir können heute 99 % Genauigkeit gegenüber dem Original nachweisen.

Deswegen denke ich auch ganz besonders herzlich an den leider viel zu früh, schon 2018 verstorbenen Berthold Just, den Leiter der Schlossbauhütte.

Ich danke der Fachkommission mit ihrer Präzision der Manöverkritik und ihrer völlig ungetriebenen Selbstlosigkeit, immer im Dienst der Sache.

Das war aber nur möglich durch die Jahre dauernde, äußerst präzise Rekonstruktion der bereits seit dem 18. Jh. verschollenen Fassadenpläne des Schlosses durch unsere Architekten Rupert und York Stuhlemmer, ohne die die genaue bauliche Re-

konstruktion des Schlossäußeren nicht möglich gewesen wäre.

Dank ist aber auch den Bildhau-

ern zu sagen, die viel von ihrer künstlerischen Persönlichkeit aufgeben mussten, weil sie sich strikt



Portal IV am Lustgarten



Der große Portalisalit VI im Schlüterhof, hinter dem sich das Gigantentreppenhaus befand

an die Vorgaben ihrer Vorgänger vor 300 Jahren zu halten hatten. Sie haben unsere ganze Bewunderung mehr als verdient!

Und all diese Synchronisationseffekte bewirkten wiederum, dass wir höchste Spendeneingänge immer auch dann zu verzeichnen hatten, wenn die Kritik am lautesten und unsachlichsten war. Dafür kann ich mich nur bei den Schlossgegnern bedanken, ihr Kesseltreiben war höchst erfolgreich, wenn sicherlich aber nicht in ihrem Sinne.

Unser Bekenntnis zu all unseren Spendern, u.a. mit der vielfältigen Spendererhöhung mit der Widmung von Schlossbausteinen bis hin zu ganzen Skulpturen, hat deren Vertrauen in uns bestärkt.

Die Schlossgegner griffen uns immer persönlicher an, verunglimpften uns, weil es ihnen wohl auch an Sachargumenten fehlte, schließlich auch mit einer heißen Kritik an unseren Spendern.

Obwohl: Gegen keinen der Spender gab es wegen seiner politischen Einstellung ein Gerichtsverfahren. Gegen keinen der Spender hat der Verfassungsschutz ermittelt. An uns wurden komischerweise höchste Ansprüche in Sachen politischer Kontrolle angelegt. Doch schon aus Gründen des Datenschutzes standen uns kaum In-

formationen über die Spender zur Verfügung. Einem von ihnen, der schon lange tot ist und sich so nicht mehr wehren kann, der ganz besonders in den Mittelpunkt gerückt wurde, wurde fast zur gleichen Zeit, für die ihm öffentlich schwere Vorwürfe gemacht wurden, vom Bundespräsidenten sogar das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse verliehen. Er und seine Frau hatten auf seine Kosten 2000 Kinder aus Tschernobyl bei der Charité auf Strahlenschäden untersuchen lassen.

Und ich bin sicher, der Bundespräsident nutzt seine viel weitergehenden Informationsquellen, als sie uns zur Verfügung stehen, um zu prüfen, ob er seinen Orden auch an den Richtigen verleiht.

Merkwürdig ist nur, dass man vom Förderverein Berliner Schloss solche Kontrollen erwartet, obwohl dies sonst doch nirgendwo von einer der großen, spendensammelnden Organisationen verlangt wird. Schließlich steht doch fest, dass durch gemeinnütziges Spenden immer etwas Gutes erreicht wird.

Dies hat natürlich auch zu Störungen bei unseren Beziehungen zur Stiftung geführt, die letzten drei Jahre waren für uns nicht immer leicht. Aber nun feiern wir das offizielle Bauende. Deswegen wol-

len wir auch unter diese Zeit einen Strich ziehen, denn unser wichtigstes Ziel haben wir erreicht. Es lohnt sich einfach nicht, alt gewordenen Streit zu verlängern, so etwas

stimmt nur missmutig und lähmt beide Seiten.

Heute vermerken wir mit Stolz, dass wir die Auflage des Deutschen Bundestags, die Rekonstruktion der Schlossfassaden zu finanzieren, vollständig erfüllen konnten.

Das ist für mich ein Tag der Freude und der Dankbarkeit in Demut, denn wie hieß es vor der Bundestagsentscheidung: Das schaffen die nie. Und danach: Das Geld kriegen die nie zusammen.

Dank der unzähligen Menschen in der Politik und in der Gesellschaft, die in Treue zu uns hielten, den Wiederaufbau uns trotz aller Widrigkeiten zutrauten und ihr Geld als Spender anvertrauten, können wir heute melden:

**Wir haben es geschafft!
Vielen Dank!**

Diese Rede hielt Wilhelm von Boddien am 27. Juni 2025 bei einer Veranstaltung der Stiftung Humboldt Forum im Berliner Schloss anlässlich der offiziellen Baufertigstellung der Rekonstruktionsarbeiten des Berliner Schlosses gem. dem Beschluss des Deutschen Bundestags vom 4. Juli 2002.



In alter Schönheit 2025 wiedererstanden: das Vestibül im Portal V mit Blick in den Schlüterhof

Der Schlossbrunnen (Neptunbrunnen) muss an seinen alten Platz vor dem Schloss zurück!

von Wilhelm von Boddien



Wilhelm von Boddien

Früher stand hier der Schloss- oder Neptunbrunnen, der sich nun zwischen dem Roten Rathaus, der Marienkirche und dem Fernsehturm befindet. Er habe dort bereits seinen eigenen Denkmalwert entwickelt und soll dort verbleiben. Bittere Ironie: Berlin plant, vor das Schlossportal II nun einen modernen Brunnen zu setzen. Das Marx-Engels-Forum als Gründungskern des alten Berlin soll nun eine moderne städtische Bebauung erhalten.

Der Brunnen stand auf dem Omphalos von Berlin, der geographischen Mitte von Berlin und des damaligen Deutschland.

Was ist ein Omphalos (Nabelstein)? Zeus wollte wissen, wo die Mitte seines Reichs war und ließ an den Grenzen je einen Adler mit einem Stein im Fang aufsteigen und Richtung Mitte fliegen. Sie trafen sich und ließen den Stein fallen, der den Nabel, die Mitte seines Reichs traf. Ähnlich verhält es sich beim Schlossbrunnen: Von seinem Standort wurde die damals gültige preussische Meile gemessen, von dort war die Entfernung nach Aachen im Westen und nach Königsberg in Preußen etwa gleich, rund 500 km. An seinem Rand saßen allegorisch die Flussgöttinnen von Rhein, Elbe,



Glauben Sie keinem Foto mehr! KI-generiert: Dies ist eigentlich ein Foto aus der Zeit des Kaiserreichs. Es wurde KI-generiert, wurde bunt in den heutigen Farben, modern gekleidete Menschen bevölkern den Schlossplatz, es wirkt, als ob es erst jetzt aufgenommen wurde.

Oder und Weichsel, den damaligen Hauptströmen des Deutschen Reichs.

Warum kann man denn nicht Nägel mit Köpfen machen und den sehr überholungsbedürftigen Brunnen nach seiner Renovierung wieder auf dem Schlossplatz aufstellen, für den er gestaltet wurde und die moderne Brunnenanlage im Wettbewerb für die Bebauung des Marx-Engels-Forums gleich mit einschließen? Da könnte die Moderne doch mal beweisen, für welche großartige Schöpfung sie auch in Berlin fähig ist? Auch für den Brunnentausch könnten wir erhebliche Mittel zur Verfügung stellen.

Millionen begeisterte Besucher aus aller Welt haben inzwischen das Berliner Schloss besucht, die Kritik erlahmt, man kann schlecht gegen eine solche Abstimmung anschreiben, wenn die Wahrnehmung des rekon-



Der Schlossbrunnen, von dem Portal II her in Richtung Breite Straße gesehen



Neuer Magnet am Schloss: Der Brunnen ist zurückgekehrt!

ruierten Schlosses von seinen Besuchern eine deutlich positive und gänzlich andere ist, als die seiner Kritiker.

Manche Politiker berufen sich auch darauf, dass der Brunnen an seinem jetzigen Ort vor dem Fernsehturm nach dem Wunsch der „Ostberliner“ dort stehen bleiben möge, er habe sich dort eine eigene Fangemeinde geschaffen. Auf die Gefühle dieser Menschen müsse man Rücksicht nehmen. Es ist unglaublich, dass 35 Jahre nach der Wiedervereinigung von verantwortlicher Stelle die Stadt immer noch gespalten wird, in Ost und Westberliner. Weiter heißt es, gerade deswegen müssen der Brunnen in Ostberlin an seinem jetzigen Ort bleiben. Wir weisen darauf hin, dass nach dieser Lesart das Schloss und der alte Ort des Brunnens vor dem Schloss ebenfalls in Ostberlin liegen, nur wenige hundert Meter von seinem jetzigen Standort entfernt.

Es ist an der Zeit, dass dieses trennende, von bestimmter Seite bewusst geschürte Gerede beendet wird. Die Bevölkerung im früheren Ostberlin und der ehemaligen DDR hat das längst hinter sich gelassen. Nur eine Behauptung?

Nein, es gibt deutliche Beweise dafür: Neun Monate lang fand in den

Ausstellungsräumen des Humboldt Forums eine Ausstellung statt, unter dem Titel: „Hin und weg: Der Palast der Republik ist Gegenwart“. Das Humboldt Forum im Berliner Schloss liegt in Ostberlin. In Sehnsucht nach dem abgerissenen Palast der Republik hätte die dortige Bevölkerung dann doch diese Ausstellung stürmen müssen. Schließlich leben in Ostberlin noch mehr als eine Million ehemaliger DDR-Bürger – gerade, wenn man den Umfragen in Berlin mit den gestiegenen Umfragewerten für die Linke glaubt, hätten es Hunderttausende von Besuchern nur aus deren Kreisen werden müssen. Der Palast war und ist doch das Haupt-symbol der Linken für die Identifikation mit der DDR. Und dazu kommen immer noch über 14 Millionen Bürger der ehemaligen DDR in den neuen Bundesländern. Eigentlich hätte die Ausstellung ein Erdbeben in Ostalgie auslösen müssen, wurde sie doch auch stark beworben und gerade die ostorientierten Zeitungen propagierten sie. Das Ergebnis beweist das Gegenteil: Offiziell wurde verkündet, sie habe 80.000 Besucher in neun Monaten gehabt, weniger als 9000 Be-

sucher pro Monat. Der Museumshop, stark auf den Palast der Republik ausgerichtet, wurde mangels Umsatzes geschlossen und in eine Wärmestube für bedürftige Menschen, betreut von der Johanner-Notfallhilfe verwandelt: Eine menschlich sehr anrührende Idee, aber hat der Bund Hunderte Millionen Euro beim Bau des Humboldt Forums etwa dafür ausgegeben? Ich weiß, dass diese Einlassung wieder einen Shitstorm von interessierter Seite auslösen kann. Aber es ist festzustellen, dass dessen Auslöser zu einer ideologisch bewegten,

zahlenmäßig kleinen Minderheit gehören, die aber es immer wieder versteht, bestimmte, einflussreiche Medien vor ihren Karren zu spannen, um Druck auf die Politik zu machen. Müssen wir davor immer wieder in die Knie gehen?

Wir bleiben am Ball und sind für dies aus unserer Sicht problemlos möglichen letzten Maßnahmen so optimistisch wie 1993 beim Aufstellen der Schlosssimulation für den Wiederaufbau des Schlosses. Wie hieß es damals doch: Das schaffen die nie!



Der Brunnen steht jetzt noch, ohne jeden Bezug auf das Umfeld, nahe der Marienkirche, dem Roten Rathaus und dem Fernsehturm.

Die Rossebändiger gehören zum Schloss!



So schön könnte es wieder werden ...



... die Rossebändiger vor dem Schloss

Sehnsuchtsort Schloss. Warum macht es solche Schwierigkeiten, die Rossebändiger hierher zurückzuholen?



Einsam und ohne jeden Bezug zueinander: die Rossebändiger im Kleistpark

© für alle Kligenierten Bilder Stadtbild Deutschland, Marco Freudenberg, Carsten Lina, Ralfingen

Nötig für das Verstehen der Architektur des Schlüterhofs

Die Gigantentreppe



KI-generiert: Junge Menschen bestaunen die Schönheit des Treppenhauses, das sie vom Schlüterhof her gerade betreten haben.



Auf der Rampe vorn konnten die Würdenträger mit dem Pferd zum Schweizer Saal hinaufreiten.

Man reibt sich die Augen. Noch vor kurzer Zeit undenkbar, gelingt es nun Dank KI aus historischen Schwarz-Weiß-Fotos aus der Kaiserzeit Farbfotos mit heutigen Men-

schen zu generieren, die den Eindruck erwecken, als wäre die zeitliche Transformation in das Heute gelungen. Wir danken Marco Freudenberg und Carsten Linz vom



Ist sie etwa wieder da? Die Treppe heute mit staunenden Touristen.

Stadtbild Deutschland sehr dafür, dass sie uns von sich aus, aus Schlossbegeisterung, diese KI-Bilder zur Verfügung stellen.

Die Intensität dieser Bilder be-

weist, wie nötig es ist, das Gigantentreppenhaus hinter dem Portal VI im Schlüterhof wieder einzubauen. Wenn man Andreas Schlüter und seine großartige Komposition des



Blick nach oben zum Blitz schleudernden Zeus



Die Decke des Gigantentreppenhauses



Der Blick von oben in das Treppenhaus zeigt die Wendelkonstruktion der Treppe.

Hofs verstehen will, ist die einfach nötig. Schlüter bezog sich damit auf seine Studien in Italien, wo er sich besonders mit der Architektur Palladios auseinandersetzte. Palladio, begünstigt durch das warme Klima dort, baute herrliche Treppenhäuser mit großen Öffnungen zum Hof, die er nicht verglaste. Die Innenarchitektur dieser Räume erweiterte er mit der äußeren Architektur des Risalits. Diese wurde so zu Einladungsgesten, doch hineinzukommen und sich an der Schönheit des Treppenhauses zu erfreuen.

Auch Schlüters Hofrisalit hatte dreißig Jahre lang nicht verglaste, sehr große Öffnungen zum Hof, wie man an den doch riesigen Fensterflächen im Verhältnis zu den für den Barock typischen Rücklagen der Hoffassaden sieht (s. Seite 7). Doch in Berlin waren die Winter so kalt, das die Treppe und die Rampe häufig von Glatteis überzogen wurden, was den Aufstieg gefährlich machte.

Für die Rekonstruktion der Gigantentreppe haben wir klare und vor allem machbare Vorstellungen entwickelt, die wir Ihnen nun auf der Seite 48 dieser Zeitung präsentieren wollen.



Seitlicher Blick in den Hauptraum



Wolfram Weimer bei seiner Ansprache, neben ihm der Vorstand der Stiftung Humboldt Forum im Berliner Schloss mit v.l. Hans-Dieter Hegner, Christine Rieffel-Braune, Hartmut Dorgerloh

Kulturstatsminister Wolfram Weimer am 10. Juni 2025

Besuch Berliner Schloss

Kleiner Pressetermin mit dem Aufstellen weiterer Balustradenfiguren, mit denen laut Stiftung Humboldt Forum im Berliner Schloss das Humboldt Forum bis Ende Juni baulich fertiggestellt werden soll.

WOLFRAM WEIMER:

Zunächst einmal vielen Dank, dass Sie gekommen sind zu diesem schönen Anlass. Denn es ist ein wirklich schöner Anlass, wenn ein Bau gelungen ist und fertiggestellt wird und am Ende auch in den kleinen ästhetischen Details fertig wird, dann kann man sich freuen. Deswegen ist das Wichtigste, was man heute sagen kann, denen zu danken, die das ermöglicht haben.

Da sind heute vor allen Dingen die Steinmetzen und Bildhauer, die hier was Großartiges geleistet

haben, die ein altes Bild neu gedacht und neu erschaffen haben und das in großer Harmonie und handwerklicher Perfektion realisiert haben und denen gilt in erster Linie unser Dank. Natürlich auch allen Beteiligten: den Architekten und den Ingenieuren, aber auch den Verantwortlichen, die es institutionell zu verantworten haben, der Leitung des Hauses, aber auch den vielen Privaten, die sich engagiert haben, dem Förderverein. Denn ohne dieses Zusammengehen von öffentlicher Hand vom Staat und privatem Engagement, von Gesellschaft und Wissen-

schaft und Politik wäre das nicht möglich gewesen. Deswegen ist es auch ein Tag der Versöhnung.

Und dieses Persönliche an diesem Bau das fasziniert mich in besonderer Weise, weil dieser Bau fasziniert: die Vergangenheit mit dieser schönen weltoffenen Zukunft, die hier zelebriert wird und auch in den Programmen gewürdigt wird.

Insofern erfüllt dieser Tag, dieser Bau ein Stück auch eine Erbschaft von Humboldt selbst, der ja gesagt hat „Wir werden die Zukunft nicht verstehen und nicht erobern, wenn wir die Vergangenheit nicht kennen und würdigen.“

Und genau das passiert jetzt mit dieser Art der Schlussstein, Schlussfigur-Bildung, die wir hier haben. Einer der größten Kulturbauten Europas, ein Schatzkästlein unserer Nation, versöhnt auch architektonisch die Stadt. Wenn man die Sichtachsen der Stadt kennt über die Längen und auch hier auf der Museumsinsel, dann weiß man, was das für ein Geschenk ist, auch architektonisch.

Deswegen: Heute geht es darum, danke zu sagen und sich zu freuen, dass es so gut gelungen ist und die zu beglückwünschen, die das möglich gemacht haben.



Schlossfan von der ersten Stunde an: Wolfram Weimer freut sich über den Aufbau der ersten Figur auf Portal II, ganz links Hermann Graser, Bamberger Natursteinwerke.





Vollendung des Schlossäußeren: Neunzehn Balustradenfiguren schweben auf ihren Platz.



Karl Friedrich Schinkel

Gutachten über die Erhaltung der Statuen auf dem Königlichen Schlosse zu Berlin (1817)

Die folgenden Texte stammen aus der Feder des wohl berühmtesten Architekten Preußens und zeigen, wie intensiv er sich damals schon mit der Bedeutung des Berliner Schlosses auseinandersetzte:

„Der Platz, auf welchem das Gebäude stehen soll, ist als der Hauptplatz in Berlin etwas Ausgezeichnetes. Man hat sich wohl vorzusehen: Nicht statt des Einfachen und Großartigen, das Dürftige hinzustellen und diesen Hauptplatz, statt ihn zu verschönern, zu verunzieren.“

(Karl Friedrich Schinkel über den Bau des Alten Museums gegenüber dem Schloss)

1. Das Schloß wird allgemein angesehen als ein Denkmal der Gründer des Königlichen Hauses, welches in seiner Würde und Pracht diesem Charakter vollkommen entspricht und den ersten Gebäuden Europas in jeder Hinsicht gleichgestellt werden kann. Als ein solches Denkmal ist es unantastbar, und es wir Pflicht eines Königsstaates, es wenigstens in seinem dermaligen Zustande der Nachwelt zu überliefern, – wenigstens! – denn eine höhere und schönere Pflicht ist es, dasselbe ganz zu vollenden, nach den vorhandenen Verhältnissen mit dem noch fehlenden Schmuck zu zieren und so auf die Nachwelt zu bringen. Seine Majestät haben aus einem gleichen Grunde früher einmal zu befehlen geruht, die großen Prachttreppen am neuen Schlosse in Potsdam herzustellen, weil dies Gebäude auch als ein Monument Friedrichs des Großen auf den siebenjährigen Krieg angesehen wird.

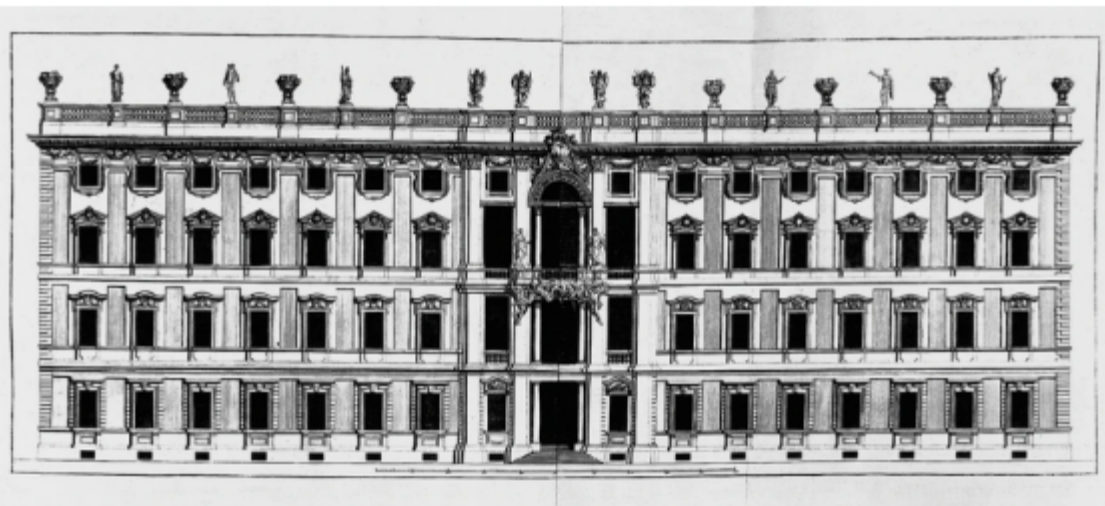
2. In architektonischer Hinsicht muß unsere Zeit demüthig das Talent unseres großen Künstlers und Landmannes Schlüter anerkennen und gutheißen, was ein solcher Meister geordnet.

Mit einem tiefen Sinn hat er die gedachten Statuen als eine edle Krönung des Palastes, als einen schönen Schmuck und als Verhältnispunkte für die Höhe und Ausdehnung des großen Gebäudes angebracht, und es wäre höchst wünschenswert, auch auf dem fortgesetzten, von ihm nicht ausgeführten Theile des Schlosses gegen die Schloßfreiheit zu, diesen Schmuck künftig einmal auszuführen, indem dieser Theil im Vergleich mit dem Schlüter'schen, vorzüglich durch diesen Mangel, immer etwas nüchternes und kahles hatt.

3. Von eigentlich classischen Gebäuden, die in ihrer ganzen Idee etwas wirklich eigenthümliches und vorzüglich großartiges haben, besitzt Berlin nur zwei: das Königliche Schloß und das Zeughaus. Den Kunstwerth beider verdanken wir Schlüter; sie stehen zugleich als Monumente der Kunst da und werden immer wichtiger, je weniger die Zeit im Stande sein wird, sich auf so große und vollkommene neue Werke einzulassen, und zugleich wird von dieser Seite die Pflicht um so dringender, die geerbten Schätze in ihrer ganzen Herrlichkeit zu erhalten, selbst in



Karl Friedrich Schinkel



Paul Decker: Kupferstich der Lustgartenfassade des Berliner Schlosses mit dem Portal V, um 1704. Seine vier Kupferstiche der Schlossfassaden orientierten sich an den ihm noch vorliegenden Schlossplänen von Andreas Schlüter, die im frühen 18. Jh. verschollen sind.

den ungünstigsten Zeiten sind die hierauf zu verwendenden Mittel nie als eine überflüssige Verschwendung anzusehen, weil der zwar nur indirecte Nutzen, welcher daraus erwächst zu allgemein und groß ist.

4. Welch einen widrigen Eindruck würde es im Lande und im Auslande machen, wenn nach so glänzenden Ereignissen in der Geschichte das Königliche Schloß in Berlin eines Hauptschmuckes beraubt würde aus einem öconomischen Grunde. Mit demselben Recht würde man in einem ähnlichen Falle der Baufälligkeit auch dem Zeughause seine herrliche Trophäenkrönung rauben können, und so fort, bis die Stadt ganz kahl geworden wäre. Das Nützliche und Nothdürftige, so gut es an sich ist, wird widrig, wenn es ohne Anstand und Würde auftritt, und zu diesen hilft ihm blos die Schönheit, welche eben deshalb so wesentlich wird und immer gleichzeitig mit jenem Berücksichtigung verdient.

5. Alle Monumente des Alterthums und späterer Zeit bedurften der Reparaturen, und am glücklichsten ging es mit denen, welche gleich bei ihrer Gründung ein Vermächtniß für die-

sen Zweck erhielten, aus dessen jährlichem Betrage die Erhaltung, zuvörderst bei vielen die Vollendung des noch Unfertigen, besorgt werden konnte. So gering diese Vermächtnisse oft waren, so entstand doch mit der Zeit etwas Großes. Auch in dem vorliegenden Falle schiene es zweckmäßig, durch eine mäßige Summe jährlicher Verwendung dem Königlichen Schlosse leicht die letzte Vollendung zu geben. Zunächst die zwölftausendeinhundertundsechzig Thaler für achtzehn Statuen betreffend, so kann nach meinem Dafürhalten durch die dazu fähigen Künstler in Berlin jährlich nicht mehr beschafft werden, als vier Statuen. Diese würden also jährlich noch nicht einmal die Summe von dreitausend Thalern erfordern, welche unter so manchen anderen Luxusaufgaben keinen Gegenstand des Hindernisses abgeben können. Die noch der Ausbesserung fähigen vier Statuen als Krönung eines der Portale, von welchen jedes vier bedarf, gleich in diesem Jahre zusammenzustellen, als ein erster Anfang zu der fortgesetzten Ausfüllung der jetzt leergewordenen Plätze.

Aus: „Denkmalpflege – Deutsche Texte aus drei Jahrhunderten“, hrsg. von Norbert Huse, München 1984, S. 74 ff.



Balustradenfigur des Schlosses aus der Werkstatt von Andreas Schlüter, um 1810 wegen Verwitterung abgenommen. Auch diese Figur wurde zum Vorbild für die neu geschaffenen Skulpturen.



Berlin: Veranstaltung eines Bauzauns am Dom, auf dem eigentlich über die Baumaßnahmen am Dom berichtet wird.

Die Verwahrlosung der Orte

von Dankwart Guratzsch



Dankwart Guratzsch

Der öffentliche Raum in den Städten ist zu einem Schlachtfeld widerstrebender Interessen geworden. Ausgerechnet der Bereich, der nicht bebaut ist, der nur von Gebäuden eingerahmt ist, den Soziologen fast liebevoll das „Wohnzimmer der Stadt“ nennen, ist zum Objekt der Habgier geworden, auf das alle möglichen Gruppierungen, Politiker, Geschäftsleute, Ideologen, Klimaaktivisten und Grünfetschisten Anspruch erheben. Hinzukommen, nun aber von der Gegenseite, die mächtigen Ver-

bände und Sozietäten der Autofahrer, Radfahrer, Rollerfahrer und Fußgänger, denen die Verwaltungen wenn auch nicht rote Teppiche ausrollen, so doch rot lackierte Fahrradwege, denen sie mit Wäldern von immer neuen Straßenschildern, mit Gattern und Gittern und kniehohen Barrieren Schnellen durch die urbane Wildnis schlagen. Kann es noch ein Flanieren, einen Schaufensterbummel, ein genüssliches Spazieren geben, wo doch die städtischen Räume schon völlig den trivialsten Zwecken geopfert sind?

Keine Stadt mehr, wo sich nicht aus den Fassaden das Gestrühl von Eisdiele, Pizzerien, China-Restaurants und Schnellgaststätten besit-

zergreifend übers Trottoir schiebt, oft umzäunt und eingeeht von Blumenkübeln und Infrarotpilzen. Mit der Aneignung der letzten freien Flächen durch immer neue „Interessenten“, zu denen mit derselben Selbstverständlichkeit auch professionelle Unterhalter, organisierte Bettlergruppen, Skater, Fußballspieler und Jongleure gehören, die sich zwischen den zentimeterweise voran schleichenden Automaten hindurchzwängen und brennende Fackeln in die Luft werfen, geht eine nie gekannte Verwahrlosung des öffentlichen Raums einher.

Die einstige Wertigkeit der Kernzonen des Städtischen ist so heruntergekommen, dass sich Pas-

santen kaum noch die Mühe machen, ihr Papiertaschentuch in die bereitgestellten, hoffnungslos überfüllten Papierkörbe zu stopfen, dass Rollerfahrer ihre geliehenen Geräte mitten auf dem Gehweg abstellen, wo sie dann der nächste Flegel umstößt, der sich mit stolz geschwellter Brust natürlich hütet, sie um eines ihm sowieso unbegreiflichen Gemeinwohls willen wiederaufzurichten. Wenn Baufirmen, die die Gehwege für Wochen verbarrikadieren, obwohl kein Arbeiter vor Ort zu sehen ist, es nicht für nötig halten, nach Beendigung ihrer Arbeiten die Pflasterung wiederherzustellen, wenn Graffiti-schmierer und Straßenmusikanten ihre vermeintlich künstlerischen



Berlin: Verunkrauteter, völlig lieblos behandelter Bauplatz von Schinkels Bauakademie gegenüber dem Schloss und dem Auswärtigen Amt. Ist das etwa die Bauwende?

Darbietungen ungefragt jedem aufnötigen, der sich die Freiheit nimmt, Licht und Luft der Stadt mit ihnen zu teilen – dann kann von bürgerlicher Moral, von Gesittung, gar Leitkultur keine Rede mehr sein.

Richtig ist: Das alles ist Stadt, und wer das Urbane nicht mag, der soll aufs Land ziehen. Aber die Selbstverständlichkeit und Grobheit, mit der immer neue Akteure diese Räume, die allen gehören, nicht etwa kommunikativ und achtsam „bespielen“, sondern sich rüde aneignen, ist von einer Selbstherrlichkeit, die gesellschaftliches Leben zerstört und das städtische Individuum zum Freiwild egoistischer Machtspiele macht. Wie konnte es zu diesem Sittenverfall kommen?

Der öffentliche Raum ist die Projektionsfläche der Gesellschaft, die Bühne, auf der sie sich selbst inszeniert, die Fläche, auf der sie ihr Selbstbild darbietet, auf der sie ihre

Identität vorlebt. Das Bild des öffentlichen Raums, dass die deutschen Städte im 21. Jahrhundert darbieten, ist nicht schmeichelhaft. Es ist selbstzerstörerisch für die Gesellschaft, lieb- und friedlos für den einzelnen. Sind wir das wirklich, oder ist es ein Zerrbild? Es ist das Bild einer zivilen Verrohung und geistig-seelischen Verkrüppelung. Es ist das Bild, das wir aus den sozialen Medien kennen – aus jenen Verlautbarungen, die Sozialverhalten nur vortäuschen. Und hier schließt sich der Kreis.

Denn der öffentliche Raum, das ist eben nicht mehr nur der städtische Raum, wie er einmal von Stadtplanern ideenreich konzipiert worden ist – es ist zugleich der Raum von Facebook, X, Tic Toc und wie die digitalen Würstchenbuden alle heißen. So wie diese Dienste neben all ihren guten Eigenschaften zum Abladeplatz von Müll, Fakes und Diffamierung geworden sind, so wie sie Lügen, Hass und Kampag-



Mittelstreifen einer Berliner Durchgangsstraße, einer von vielen, die so aussehen.



Typisch für Berlin-Kreuzberg und Neukölln: Hausfront eines eigentlich schönen, alten Klinkerbau. Wie kann man so mit seiner Stadt umgehen?

nen transportieren und der Manipulation, Sabotage und Diskriminierung Tür und Tor öffnen, so präsentieren sie sich als Medien einer enthemmten Ichsucht, die sich ermächtigt fühlt, das letzte Gemeinsame der Gesellschaft unter ihre Mitglieder aufzuteilen und die lukrativsten Stücke an sich zu reißen. Das Handy am Ohr ist der Ohrstöpsel gegen das „Öffentliche“, der Taucherhelm, mit dem sich die kommunikative „Blase“ gegen den Anspruch der Gesellschaft an das Individuum verschanzte.

Von dieser Mentalität und mentalen Disposition spricht die Philosophin Hannah Arendt in ihrem Vermächtnisbuch „Vita activa“ schon 1958, was beweist, dass die Auflösungsstendenzen bereits erkennbar waren, als von „sozialen Medien“ noch keine Rede war. Wenn Arendt „eine gemeinsame Welt verschwinden“ und Zustände heraufziehen sieht, „in denen keiner mehr sehen und hören oder gesehen und gehört werden kann“, wenn sie hinzufügt, dass ein jeder „nun eingesperrt in seine Subjektivität wie in eine Isolierzelle“ sei, so nimmt sie vorweg, dass Kommunikation, auf die wir uns heute soviel einbilden, keineswegs immer kommunikativ sein muss, sondern sich im Gegenteil abschottend, egomatisch, gar aggressiv gebärden kann.

Die Philosophin ordnet derlei „Zustände“ Epochen von Gewaltherrschaft und Massenhysterien zu – heute spricht man von Autokraten und Pandemien. In einer Welt, „deren rapide Industrialisierung“ nach Arendt „ständig die Dinge des gewohnten Gestern zerstört, um Platz zu schaffen für die Erzeugung des Neuen“, flüchte sich die letzte, rein menschliche Freude an der Welt der Dinge“ ins Private. Aber solche Ausweitung des Privaten bedeute nicht etwa Rettung, sondern letztlich nur, dass das Öffentliche aus dem Leben des Volkes nahezu vollständig geschwunden sei – und mit ihm „Größe oder Bedeutung“.

Die Sätze lesen sich, als habe die Autorin die Entwicklung hin zur Verslumung und Verwahrlosung des öffentlichen Raums, die wir

heute beklagen, vorausgesehen. Aber das Anschauungsmaterial dafür lieferte zu jener Zeit noch nicht das Netz, sondern tatsächlich der Städtebau. Denn jenseits aller philosophischen Ableitungen sind es zuerst die Abriss- und Neubaugier der Nachkriegszeit gewesen, die die öffentlichen Räume verwüstet, die Plätze aufgesprengt und auseinandergerissen, die Straßen in Abflusskanäle des Verkehrs verwandelt haben. Das war kein Misslingen, sondern Programm. An die Stelle von „Heimat“ sollten offene, „fließende“ Räume treten – ein ideologischer Hokusfokus, mit dem Architekten meinten, sich der geschichtlichen Verantwortung entledigen und in ein Mäntelchen von „Fortschrittlichkeit“ kleiden zu können. In Wahrheit ruinierten sie in Bild und Tat, was seit den Griechen und Römern geradezu heilig war: den gestalteten öffentlichen Raum, eine Ressource, die wir heute aufgerufen sind, als wahren „Sozialraum der Demokratie“ zu würdigen (so der Architekt Christoph Mäckler).

Wir reden viel von Infrastruktur, von der Reparatur des aus dem Ruder laufenden, überstrapazierten, überlasteten Technikgestänges. Von der Reparatur des sinnlich Wahrnehmbaren, der Stadt und ihren vielfach vor sich hin rottenden Glanzpunkten, reden wir nicht. Was wir der Lebensumwelt des Individuums antun, in welchen zivilisatorischen Elendszustand wir sie vielerorts haben abgleiten lassen, scheint uns schnuppe. Wer nach „Leitbildern“ ruft, muss hier ansetzen – nur so wird er auch der Zerrüttung des Sozialgedankens durch die eben nur in Teilen „sozialen“ Medien beikommen. Der Öffentliche Raum, wenn wir ihn denn in Ehren hielten, hätte das Potential, der zerrissenen Gesellschaft wieder eine Mitte zu geben. Heute mehr denn je.

Dr. Dankwart Guratzsch gehört zu den bedeutendsten Städtebau- und Architekturkritikern in Deutschland. Wir entnehmen seinen Beitrag der Zeitung DIE WELT vom 3. Juni 2025 und danken für die Genehmigung, ihn hier abdrucken zu können.

Kulturelle Merkwürdigkeiten

von Dieter Nuhr

(Auszug aus seinem Buch „Wohin? Eine Reise von der Mitte der Gesellschaft an die Ränder der Zivilisation“, Quadriga-Verlag)



Riksha und Auto. Tradition und Moderne prallen hier in kurzer Zeit zusammen, für deren Umsetzung wir Europäer seit dem 19. Jahrhundert Zeit hatten.

Wenn man unverbrannt und mit allen Gliedmaßen aus der Ferne nach Hause zurückkehrt, sieht man die eigene Welt mit anderen Augen. Plötzlich wird einem deutlich, dass es auch zu Hause teilweise absurd zugeht. Man spürt als Heimkommender: Es ist die Gewohnheit, die uns das Irre der eigenen Kultur als Selbstverständlichkeit erscheinen lässt. Verrücktheiten fallen da, wo sie zur Regel werden, kaum noch auf. Deshalb hält man das Leben zu Hause für normal. Und genau aus diesem Grund ist es so wichtig, den eigenen Kulturkreis ab und zu hinter sich zu lassen.

Wenn die Welt zu uns nach Europa kommt, staunt sie ebenso wie wir, wenn wir reisen, über die regionalen Absonderlichkeiten. Vor allem muslimische Gäste finden es auf Reisen merkwürdig, mit wel-



Dieter Nuhr

cher Freude die Menschen bei uns Mettbrötchen zu sich nehmen, das sogenannte »Rheinische Sushi«, also zu einer amorphen Menge zerhacktes, rohes Schwein.

Viele Reisende wundern sich

auch, dass in Frankreich das Einnehmen großer Mengen Rotwein bereits zur Mittagszeit Teil des Kulturlebens ist.

Große Verwunderung erzeugt unter Kulturfremden die in Deutschland verbreitete Sitte, in einer Geschwindigkeit über die Autobahn zu fahren, die in anderen Ländern nur bei Raumfahrtprojekten erreicht wird. Das wird in anderen Kulturen als Schrälligkeit verbucht.

Chinesische Touristen kommen teilweise nur deshalb nach Deutschland, weil sie einmal erleben wollen, wie man einen langsam fahrenden LKW mit 200 auf dem Standstreifen überholt. Reiseveranstalter in Beijing oder Shanghai bieten Hochgeschwindigkeitsfahrten zwischen Karlsruhe und Lörrach an, nur um die Überlebenden anschließend in großen Grup-

pen über den Königssee zu schippern, von wo aus es nach wenigen Stunden weitergeht Richtung Salzburg, Wien und Berlin. Mehr schaffen selbst Chinesen nicht an einem Wochenende.

Vielen Deutschen ist gar nicht bewusst: Woanders hält man Rasen für gefährlich. Der deutsche Autofahrer aber legt Wert auf einen freien Gasfuß! Er hat gelernt, mit der Geschwindigkeit umzugehen, und fällt bei Tempo 100 auf einer wenig befahrenen Strecke sofort in ein seelisches Loch. Dann schläft er ein und rutscht langsam, aber sicher in Richtung Leitplanke. Zu langsames Fahren kann gefährlich sein, weil es den Fahrer unterfordert und ins Koma fallen lässt. Ich weiß das aus eigener Erfahrung, denn ich fahre ab 150 erheblich konzentrierter.

Nicht umsonst wollen nun auch die Holländer die erlaubte Höchst-

geschwindigkeit wieder erhöhen, weil sie feststellen mussten, dass das vor Jahren eingeführte Tempolimit von 100 Stundenkilometern auf Autobahnen bei einigen Autofahrern zu vorzeitiger Verwesung am Steuer geführt hat. Man ist am Lenkrad aus Langeweile verstorben und merkt es erst, nachdem man angekommen ist.

Natürlich kann hohes Tempo auch zum Problem werden. Ein tiefergelegter GTS von 1988 mit einem stark gestikulierenden Lichthupendränger am Steuer ist nicht weniger gefährlich als der Revolver, den ein Neunjähriger in Minnesota mit in den Schulunterricht nimmt, um sich bei den wöchentlichen Amokläufen wehren zu können.

Wie ist es richtig? Klar ist: Eine Flasche Elsässer Riesling, am Mittag in Colmar eingepfiffen, sollte nicht um 15.00 Uhr mit Höchstgeschwindigkeit auf der deutschen Autobahn zwischen Bad Krozingen und Riegel am Kaiserstuhl ausgeschwitzt werden.

Bei der Mettbrötchenbestellung in Köln-Porz wird es auch bei amerikanischen Gästen als Unhöflichkeit empfunden, wenn sie ihren Colt auf den Tisch legen, um dem Kellner zu suggerieren, dass es in seinem Interesse ist, bei der Zubereitung frische Ware zu verwenden.

In Texas oder Alabama sollte man niemals unbewaffnet über 200 fahren. Die Regeln sind kompliziert.

Wenn man die Heimat regelmäßig verlässt, weiß man das. Dann nimmt man auch hin, dass manche Regel im Ausland absurd erscheint. Vieles ist historisch zu erklären. In den USA leben noch alte Menschen, deren Großväter sich den Weg nach Westen eigenhändig freischießen mussten. Die Waffe erscheint dort als selbstverständliches Accessoire, so wie bei uns der Labelloftist. So erklärt sich, dass es nicht wenige Amerikaner lästig finden, wenn sie ihre Waffen selbst beim Inlandsflug nicht im Handgepäck mitführen dürfen.

Auch Deutschland hat häufiger versucht, den Weg über die eigenen Grenzen hinaus nach links oder rechts mit Waffen freizuschießen, hat damit aber zu Recht schlechte Erfahrungen gemacht. Wir sehen

Waffengewalt nicht zuletzt auch deshalb kritisch, weil wir bei ihrer Anwendung häufig verloren haben.

Die kulturellen Eigenschaften der Völker sind meist über lange Zeiträume entstanden und sind dann einfach da. Der Reisende weiß: Man sollte sie akzeptieren,

tet und anschließend auf mittlerer Flamme gart.

Selbst Menschen, die sonst Fremdem gegenüber aufgeschlossen sind, beschweren sich dann wegen der erheblichen Feinstaubemissionen.

Umgekehrt wird die Sache noch deutlicher: Auf dem Marktplatz in

Risiko, Wahrscheinlichkeit und Wahnsinn.

Das menschliche Hirn ist evolutionär gewachsen. Es klingt unvorstellbar, aber es war früher noch kleiner und schlechter. Heute ist es gerade in der Lage, einen Fahrkartenautomaten zu bedienen – und selbst das nur in Ausnahmefällen. Ständig handelt der Mensch alles anders als vernünftig. Er überfällt die Ukraine, wundert sich, dass er nach einer Woche immer noch nicht fertig ist, bleibt aber dran, auch wenn sich Kosten und Nutzen in keinerlei Verhältnis mehr befinden. Der Mensch ist ein eitler Idiot.

Ständig schätzt der Homo sapiens (schon der Name ist eine gewaltige Selbstüberschätzung!) Risiken und Wahrscheinlichkeiten falsch ein.

Seit Entdeckung des Unbewussten wissen wir, dass der Mensch kein rationales Wesen ist. So erklärt sich, dass er zwar Tausende verschiedene Lebensweisen für sich entdeckt hat, aber immer nur die eigene für angemessen hält.

Fremdes Verhalten gilt als komisch, das eigene als normal. Das ist eine Fehleinschätzung. Der Mensch an sich ist verwirrt. Und dementsprechend handelt er. Menschen erklären sich das Unerklärliche mit der Existenz von Geistern, trinken vor dem Frühstück ein Glas Zitronenwasser mit Apfelessig oder gehen ohne

jede rationale Begründung mit einer riesigen Fahne zum Heimspiel von Kickers Offenbach. In Bolivien zündet man den Laden des Nachbarn an, wenn er ökonomisch erfolgreicher ist als man selbst. Im indischen Bundesstaat Madhya Pradesh schüttet man Wasser über einen steinernen Phallus und glaubt, dass dies die Erektion verstärkt, vor allem bei Männern.

In Arabien eckelt man sich vor Deutschen, die Schweine essen, in Deutschland ist man erbozt über Vietnamesen, die Hunde verzehren, und in Vietnam erscheint es manchem unvorstellbar, das Drüsensekret von Kühen zu verzehren, dass man erst schlecht werden, anschließend vertrocknen und verschimmeln lässt und dann »Käse« nennt. Der Italiener macht aus Büffelmilch weiße Klöße, der Grieche aus Fischereien Salat, und der Franzose isst Schnecken, was in der Schweiz vor allem in der Gegend um Bern seltener vorkommt, schon, weil den Oberländern die Viecher bei der Jagd immer wieder entkommen.

Dass der Mensch mit all seinem sympathischen Irrsinn in der Lage war, die Herrschaft über die Erde zu erringen, kann nur eine Ursache haben: Tiere sind noch dümmer! Das klingt unvorstellbar, ist aber offenbar eine Tatsache!

Sanaa ein Fass anzuschlagen und lautstark »Geh mal Bier holen, du wirst schon wieder hässlich!« zu singen, dürfte sich dort nicht positiv auf die Gastfreundschaft auswirken. Wer darf was? Und vor al-

lem wo? Das ist eine zentrale Frage der Menschheit. Das Problem ist, dass so viele ihre eigenen Regeln für gesetzt und nicht hinterfragbar halten. Aber alle Normalität ist kulturbedingt.

Im Postkolonialismus gelten alle Gepflogenheiten als überlegen, die von »Indigenen« stammen. »Indigene« ist ein in etwa ebenso sinnloses Wort wie »Ureinwohner«. Es klingt nur irgendwie klüger, was allerdings täuscht. Wer irgendwo der erste Einwohner war, ist heute nirgendwo auf der Welt mehr zu klären. Man kann höchstens Vermutungen anstellen. Populationen unterliegen außerdem stetigem Wandel, und wir wissen aus der Genetik, dass sich über die Jahrtausende jeder mit jedem gepaart hat.

Und ebenso wenig, wie es den ersten Menschen gibt, gibt es irgendwo einen ersten Einwohner, der an einem Ort lebt, an dem seine Familie schon immer war. Ewigkeiten kommen in der menschlichen Geschichte nicht vor.

Die Welt wurde von wandernden Nomaden besiedelt. Der Mensch war zeit seiner Geschichte unterwegs und zog in Gebiete, ohne im Katasteramt nachzufragen, ob schon jemand ein Anrecht auf die Liegenschaft hat.

Völker neigten in der Geschichte immer wieder zum Wandern. Und wer später als »Ureinwohner« galt, war in den allermeisten Fällen jemand, der andere Ureinwohner vertrieben hat. Hinter dem Begriff des »Indigenen« steckt der Gedanke, dass die Welt vor der westlichen Weltoberoberung von friedlichen und edlen Wilden bevölkert wurde. Das war nicht der Fall.

Ich will den Kolonialismus nicht verharmlosen! Als die Spanier das Reich der Azteken eroberten, gingen sie mit zeittypischer Brutalität vor. Höflichkeit galt damals nicht als wesentliche Charaktereigenschaft von Eroberern, allerdings weltweit! Völkerrechtlich wäre die Einnahme eines Kontinents mit der Begründung, man hoffe, das sagenhafte El Dorado zu finden, heute nicht mehr erlaubt! Zu Recht!

Allerdings kannten die Spanier das heutige Völkerrecht nicht, weil sie nicht 500 Jahre in die Zukunft blicken konnten. Sie kannten aus

sonst gibt es Ärger. Es wird ja auch bei uns nicht gern gesehen, wenn eine Reisegruppe zur Mittagszeit ein offenes Feuer aus Kamelung auf dem Marienplatz in München entzündet, dann ein Schaf schwäch-

dem gleichen Grund weder Menschenrechte noch humanitäre Ideen. Die spanischen Eroberer haben sich einfach benommen, wie es damals normal war. Nicht nur Christen vergewaltigten, mordeten und schändeten Leichen, auch Anhänger anderer Religionen eroberten, plünderten, brandschatzten, vogelten und schnitten immer wieder Köpfe ab. Anschließend ging man nach Hause und fühlte sich nicht schuldig, sondern siegreich und gottgefällig.

Die „Indigenen“ von damals, die Azteken, die wir heute gerne ausschließlich als Opfer betrachten, hatten es genauso gemacht! Das Einzige, was sie moralisch von den Spaniern unterschied, war: Sie haben am Ende verloren.

Bevor es so weit kam, hatten die Azteken Mittelamerika erobert, und zwar ebenfalls nicht durch höfliches Bitten oder demokratische Abstimmung, sondern wie alle anderen durch Kopfabnehmen und Schädeleinschlagen. Wir wissen heute, dass sie mit den Köpfen ihrer Opfer in grausamen Ritualen Basketball spielten. Das kann man als Postkolonialist im Nachhinein als folkloristische Eigenart verbuchen, es wirkt aber unter heutigen Gesichtspunkten auch nicht sonderlich sensibel.

Die Azteken waren bei ihren Eroberungen mit derartiger Brutalität vorgegangen, dass sich die spanischen Konquistadoren, die nur mit ein paar Hundert Mann das heutige Mexiko erreichten, auf die Unterstützung zahlloser Einheimischer verlassen konnten: Sie freuten sich, die verhassten Herrscher endlich vertreiben zu können.

Selbst die Geschichte der Sklaverei muss differenziert betrachtet werden. Die Amerikaner haben die Sklaverei nicht erfunden. Sklavenhandel war schon von vorher ein ortstypischer und äußerst profitabler Geschäftszweig in Afrika. Selbstverständlich war dies ein grausamer Abschnitt der menschlichen Geschichte! Aber alle Abschnitte der Geschichte waren grausam. Und wenn es eine Grausamkeit gab, die aus allen anderen herausragte, war es der und bisher einzige industriell durchgeführte Völkermord, der Holocaust, den Postkolonialisten gerne aufgrund



Andere Länder – andere Ordnung. Sehen Sie auf diesem Bild irgendein Verkehrsschild? Dennoch habe alle die Kreuzung kreuz und quer in Minutenschnelle überquert, das Geschrei dabei können wir hier aber leider nicht abdrucken!

ihres Antisemitismus relativieren.

Das 18. Jahrhundert ragte an Grausamkeit ebenso wenig heraus wie das 13., geschweige denn das 21. Wenn heute der Kolonialismus zur Ursünde der modernen Zivilisation erklärt wird, ist das eine historisch unsinnige Simplifizierung und eine Banalisierung der unfassbar gigantischen Opferzahlen der rechts- und linksextremen Ideologien des 20. Jahrhunderts, die durch die Ernennung des Kolonialismus

zum Fixpunkt der Geschichte zu Kollateralschäden erklärt werden.

Natürlich kann man die afroamerikanische Geschichte so vereinfachen, dass sie in den heute gängigen dumpfen Antikapitalismus passt. Aber wenn man an der historischen Wahrheit interessiert ist, wird man sich die Frage stellen müssen: Wer hat die Sklaven eigentlich verkauft? Die Amerikaner haben die Sklaverei in Afrika nicht eingeführt. Sie

fanden einen florierenden Menschenmarkt vor. Die Sklavenhalter waren Schwarze, Araber, Menschen vieler Völker. Das ist für viele, die heute die moralische Weltherrschaft anstreben, ärgerlich, weil an dieser Stelle das antiwestliche Täter-Opfer-Schema bröckelt.

Tatsache ist: Ohne den Westen gäbe es die moralischen Kriterien, die die Dauerempörten antreiben, gar nicht.



Bei uns so undenkbar, in Indien möglich: Pilgerzug

Wer heute glaubt, Afrika sei gut, die USA dagegen schlecht, hat ein naives, holzschnittartiges Geschichtsbild, das man eigentlich im Laufe der Schulzeit überwinden sollte. Kinder fragen, wer in der Geschichte die Guten und wer die Bösen sind. Erwachsene sollten differenzierter urteilen. Sie sollten in der Lage sein abzuwägen. Die Fähigkeit dazu nennt sich: »Reife«.

Historisch gilt: In Amerika wurde die Sklaverei verboten, in Afrika gibt es sie heute noch, nicht nominell, aber faktisch. Und dass heute überhaupt weit über 8 Milliarden Menschen in der Welt überleben, ist dem westlichen Kapitalismus zu danken, der die moderne Medizin hervor gebracht hat, Elektrizität, Industrie, intensive Landwirtschaft und Computer. Das wird aufgrund des vielen Elends auf der Welt gerne vergessen. Abwägendes Den-

ken ist aufgrund von ideologischer Betonköpfigkeit nicht in Mode.

In der Geschichte wurden in Afrika mehr Sklaven nach Arabien verkauft als in die USA. Das wird gern unterschlagen, weil es nicht in das antikapitalistische Narrativ passt. Unter Linken gilt genau wie unter Rechten: Wenn die historische Wahrheit nicht in die Ideologie passt, wird nicht die Ideologie angepasst, sondern die Geschichte verbogen.

Anderes Beispiel: Die Juden haben Israel nicht erobert, schon gar nicht als weiße Kolonialisten. Sie sind nicht einmal weißer als ihre Nachbarn. Heute wird unter Linken gerne wieder die Hautfarbe zur Bewertung von Menschen herangezogen, nur, dass heute nicht mehr schwarz als minderwertig gilt, sondern weiß.

Juden sind aber weder weiß noch Kolonialisten. Sie äußerlich zu erkennen ist schwer, seit 1945 selbst in Deutschland erkannt wur-

de, dass sie nicht alle die gleiche hakenförmige Nase haben.

Sie sehen sogar höchst unterschiedlich aus, was nicht weiter verwundert, weil sie aus vielen Teilen der Welt nach Israel gekommen sind, niemand von ihnen als Eroberer.

Auf der letzten Documenta konnte man nach fast achtzig Jahren zum ersten Mal in Deutschland wieder in einer großen Kunstaustellung Juden mit Schweineköpfen und Zinkennasen sehen. So etwas gilt in der zeitgenössischen Kultur für nicht wenige als antikolonialistische Kunst. Und wer es schäbig fand, dass damals Nazikarikaturen mit deutschen Steuergeldern bezahlt wurden, gilt einigen bis heute als Gefahr für die Kunstfreiheit. An einer Kunsthochschule in Berlin würde Hitler heute nicht mehr abgewiesen, er säße vermutlich im AStA.

Der Kolonialismus ist heute für Linke so etwas wie die Erbsünde für

Katholiken, ein Gegenstand religiösen Eifers.

Leider war die Welt, an heutigen Maßstäben gemessen, bereits vor dem Kolonialismus schlecht. Schon die Urgesellschaften der Menschheit waren keine paradiesischen Matriarchate. Waffen entschieden über die gesellschaftliche Hierarchie. Die Menschen massakrierten sich mit großem Eifer. Und erst als die westliche Aufklärung die Menschenrechte erfand, begannen die Menschen, Gewalt und Unterdrückung problematisch zu finden.

Wer den Anfang der Geschichte zu kennen glaubt, ist wahrscheinlich auch davon überzeugt, dass er die Frage beantworten kann, was zuerst da war, das Huhn oder das Ei. Natürlich das Ei. Oder das Huhn. In genderneutralen Zeiten kommt sogar der Hahn infrage. Beziehungsweise das Geflügelnde.

Warum ist all dies überhaupt eine Erwähnung wert? Weil uns klar sein muss, dass alle Vorstellungen, die wir von unserer Welt entwickeln, subjektiv sind. Und es wäre schön, wenn wir öfter einmal Verständnis dafür hätten, dass andere Augen die Welt auch anders wahrnehmen. Die einen Menschen sehen rot, wo andere grün sehen und ein Dritter gelb. Und alle empören sich gemeinsam über all jene, die behaupten, es handle sich um beige, taupe oder bronze.

Die Welt ist bunt.

Dieter Nuhr ist Kabarettist, Comedian, Moderator, Autor und bildender Künstler. Seit über dreißig Jahren ist er mit seinen Soloprogrammen in ganz Deutschland auf Tour. Er ist einer der erfolgreichsten deutschen Kabarettisten aller Zeiten und hat für seine Arbeit zahllose Preise gewonnen, unter anderem sechsmal den Deutschen Comedypreis als bester Komiker und Bester Live-Act, den Deutschen IQ-Preis und den Kulturpreis der Deutschen Sprache. Durch seinen jährlichen erfolgreichen Jahresrückblick oder TV-Shows wie NUHR IM ERSTEN ist er einem breiten Fernsehpublikum bekannt.

Wir danken ihm für die Erlaubnis, diesen Auszug aus seinem Buch zu veröffentlichen und empfehlen die weitere Lektüre!



Der „Mohr“ und seine Straße

Die wahre Geschichte des Mannes hinter der „Mohrenstraße“

Die Umbenennung der Berliner Mohrenstraße ist ein Beispiel für übereifrige Geschichtstilgung im Namen des Antirassismus. Weder das Wort „Mohr“ noch der Umgang der Zeitgenossen mit dem erstaunlichen Mann, um den es ging, sind Beispiele für historischen Rassismus. Ganz im Gegenteil.

Auszug aus seinem Buch „Koloniale Mythen“ (S. Seite 43)

von Mathias Brodtkorb



Mathias Brodtkorb

Nun also doch. Die Berliner Mohrenstraße trägt nun einen neuen Namen. Dies entschied das Oberverwaltungsgericht Berlin-Brandenburg (OVG). Vorausgegangen waren

dem Beschluss jahrelange politische Diskussionen und rechtliche Auseinandersetzungen. Bereits im Jahre 2020 hatte sich die Bezirksverordnetenversammlung vom Berliner Bezirk Mitte für eine Umbenennung ausgesprochen. Im Jahr darauf tat es ihr das zuständige Bezirksamt gleich. Der neue Name: „Anton-Wilhelm-Amo-Straße“.

Die Gründe für die Entscheidung sind nicht schwer zu erraten. Es geht natürlich um die Tilgung des Wörtchens „Mohr“ aus der Öffentlichkeit. In einem Beschluss des Bezirksamtes hieß es hierzu im März des Jahres 2021: „Nach dem heutigen Demokratieverständnis ist der bestehende rassistische Kern des Namens belastend und schadet dem nationalen und internationalen Ansehen Berlins.“

Das „M-Wort“

Wesentlicher Motor der öffentlichen Sprachreinigung war die zivilgesellschaftliche Initiative decolonize-mitte. Auf ihrer Internetseite ist vorsorglich vom „M-Wort“ die Rede, um die rassistischen Assoziationen von „Mohr“ nicht weiter fortzuschreiben: „Der zu Beginn des 18. Jahrhunderts vergebene Straßenname transportiert

diese rassistische Gewalterfahrung Schwarzer Menschen in Berlin bis in die Gegenwart“ und müsse daher endlich verschwinden.

Ihren Namen trägt die fragliche Berliner Mohrenstraße bereits mindestens seit dem Jahre 1710. Der Historiker Ulrich van der Heyden hat dafür folgende Erklärung:

Den Namen hatte die nicht allzu lange Straße deshalb erhalten, weil hier eine Delegation afrikanischer Repräsentanten aus der brandenburgischen Kolonie Großfriedrichsburg aus dem heutigen Ghana in Westafrika in einem Gasthaus vor den Toren Berlins für einige Monate einquartiert war. (...) Die Anwesenheit der Afrikaner, im damaligen Sprachgebrauch halt „Mohren“, rief so viel Aufmerksamkeit unter der Berliner Bevölkerung hervor, dass man die Strecke, auf der man die Fremden des Öfteren zu ihrer Unterkunft gehen und fahren sah, zunächst Mohrenweg nannte. Dieser Name wurde später dann der Wortstamm für die bis heute amtliche Straßenbezeichnung.

Allerdings ist unstritten, ob das so stimmt. Das Institut für Europäische Ethnologie an der HU Berlin jedenfalls kann diese Erklärung von der Heydens „nicht nachvollziehen“, hält sie also nicht für ausreichend an Textquellen belegt. Darauf kommt es in der Sache aber auch gar nicht an. Die entscheidende Frage ist eine andere.

Die Argumentation der Befürworter einer Umbenennung muss in der Sache auf zwei Annahmen beruhen: 1. Die Benennung von Plätzen und Straßen sei ein Akt der Ehrung. Und geehrt werden dürfe

nur Ehrwürdiges. 2. Das Wort „Mohr“ sei nur ein anderer Ausdruck für „Neger“ in der Bedeutung von „Nigger“, also schon immer eine rassistische Abwertung gewesen. Aber damit wird es unlogisch: Wie lässt sich dann erklären, dass die Berliner durch die Namensgebung ehren wollten, was sie zugleich verachteten?

Es spricht auch nichts dafür, dass die „Nigger“-Hypothese richtig ist. Etymologisch scheint die Sache vielmehr klar zu sein. Demnach stammt das Wort als Ableitung vom lateinischen *maurus* ab und meinte ursprünglich „maurisch“ bzw. „mauretanisch“, diente also zur Bezeichnung von Nordafrikanern Mauretanien (heutiges Marokko). Das lateinische *maurus* wiederum stammt vom griechischen *mauros* (μαυρός) ab und bedeutet in epischer Sprache „dunkel“ oder „schwarz“. Im Laufe der Wortgeschichte bezeichnete „Mohr“ zunächst Mauretanier und irgendwann alle Menschen dunkler Hautfarbe, insbesondere Afrikaner.

Natürlich lassen sich problematische historische Texte finden, in denen von „Mohr“ abschätzig die Rede ist. Idiomen gibt es schließlich immer und überall. Das beweist nichts. Entscheidend ist die Frage, ob das Wort in der deutschen Sprachgeschichte überwiegend in abwertender Weise verwendet wurde und insbesondere im Umfeld der Namensgebung für die Mohrenstraße und danach.

Karl Marx, der „Mohr“

Im Jahre 1962 erschien in der DDR das Kinderbuch „Mohr und die Ra-

ben von London“. Darin geht es um Kinder im London des 19. Jahrhunderts, die unter entsetzlichen Bedingungen arbeiten müssen. Aber sie bekommen Hilfe von einem Mann namens Karl Marx. Und genau dieser Herr Marx ist in dem Buch der „Mohr“. Wie wahrscheinlich ist es, dass dieses Buch erschienen wäre, wenn damals „Mohr“ den Klang von „Nigger“ gehabt hätte?

Der Spitzname „Mohr“ für Marx war keine literarische Fiktion. Das war tatsächlich sein Spitzname. Allein in den Jahren 1857–1859 schrieb Marxens bester Freund Friedrich Engels dutzende Briefe an ihn und eröffnete sie fast immer mit „Lieber“ oder „Liebster Mohr“. Das lag daran, dass Marx in früheren Jahren nicht graue Mähne und Bart zierten, sondern beide rabenschwarz waren. Im Kreise von Marx wurde „Mohr“ also genau so verwendet, wie es auch die Etymologie des Wortes erwarten lässt.

Und nicht nur Engels nannte ihn so, sondern auch Marx' Frau Jenny. Am 28. März 1856 schrieb sie an Friedrich Engels: „Der Mohr möchte gern wissen, ob sie Ostern herkommen, wie wir es alle so sehr wünschen.“ Und nun setzen Sie in diesen Satz doch einfach selbst statt „Mohr“ das Wort „Nigger“ ein, um zu sehen, ob der Satz dann noch funktioniert. Zumindest in diesen Kreisen kann „Mohr“ unmöglich per se abwertend verwendet worden sein.

Und so war es auch bei Anton Wilhelm Amo, dem neuen Namensgeber der ehemaligen Mohrenstraße. Mit ihm verbindet sich eine sagenhafte Geschichte. Er war



Anfang des 18. Jahrhunderts offenbar der erste Afrikaner, der überhaupt an einer europäischen Universität studierte. Er promovierte an der Universität Wittenberg im Fach Philosophie – auf Latein. Und das kam so:

Amo wurde etwa gegen 1700 im heutigen Ghana geboren und kam als kleines Kind an den Hof Anton Ulrichs von Braunschweig-Wolfenbüttel. Die Universität Halle-Wittenberg behauptet heute offiziell, er sei damals als Kind „versklavt“ worden. In einem von der Universität unlängst herausgegebenen Buch steht etwas anderes: „Es ist heute nicht mehr festzustellen, unter welchen Umständen Amo an den Wolfenbütteler Hof gelangte.“

Dort wurde Amo schließlich im Jahre 1707 getauft. Im Kirchenbuch heißt es: „Den 29. Juli ist ein kleiner Mohr in der Salzthal-Schloss Cappell getauft u. Anthon Wilhelm genannt worden. Die Gevatern waren die hiesige sämmtl. Hochfürstl. Herrschaft.“ Das klingt zwar ganz und gar nicht nach Verachtung, ruft aber ein Problem hervor. Schon deshalb dürfte der neue Name der Mohrenstraße eigentlich nicht „Anton-Wilhelm-Amo-Straße“ heißen. Man könnte immerhin argu-

mentieren, auch die Taufe des kleinen Jungen sei ein kolonialistischer, rassistischer Akt gewesen und der christliche Taufname daher beschmutzt. Manchmal fressen die Kinder des Postkolonialismus ihre Eltern.

Der erste schwarze Hochschullehrer Deutschlands
Am fürstlichen Hof wurde Amo dann später „Kammerröhr“. Wohl gemerkt nicht als Sklave, sondern gegen Bezahlung. Und irgendwann machte er sich auf zu den Universitäten Halle, Wittenberg und Jena und wurde der erste schwarze Hochschullehrer Deutschlands.

Und auch Amo wurde damals in öffentlichen Berichten als „Mohr“ bezeichnet. Aber geschah das in abwertender Absicht? Dafür spricht wenig bis nichts. Im Jahre 1744 erschienen zum Beispiel ein akademischer Bericht über eine Disputation Amos an der Universität Halle im Juni 1729:

In diesem Monate hielt auf der Friedrichs Universität Halle, als ein seltsames Exempel, Antonius Wilhelm Amo, ein getaufter Mohr, welchen der regierende Herzog zu Braunschweig-Wolfenbüttel studieren lassen, eine Disputation (...)

de iure Maurorum in Europa, oder vom Mohren-Recht.

Dass dem Berichterstatter das „seltsam“ vorkam, kann man rückwirkend zu einem rassistischen Vorgang erklären und als Bestätigung für die Berechtigung der Umbenennung deuten. Aber konnte der erste schwarze Gelehrte an Deutschlands Universitäten seinen Zeitgenossen nicht tatsächlich wie eine Seltsamkeit vorkommen? Um das zu verstehen, muss man sich nur gedanklich von heute in die damalige Zeit versetzen, anstatt sich moralisch über seine Vorfahren zu erheben.

Vor Ort in Halle und Wittenberg jedenfalls sprechen die Quellen nicht dafür, Amo sei als „Nigger“ verachtet worden. Im Mai 1733 zum Beispiel wurden anlässlich eines Besuches von König August III. in Wittenberg Festlichkeiten ausgerichtet. Dazu gehörte auch ein Umzug. In der Publikation „Hamburgische Berichte von neuesten gelehrten Sachen“ wurde im Juni 1733 darüber berichtet:

Der Herr M. Amo, ein Africaner, stand in der Mitte, als Commandeur über das ganze Corpo, schwarz gekleidet, einen proppen Stock in der Hand tragend, und

über die Weste mit einem breiten weissen Ordens-Bande angethan, worauf das Chur Sächs. Wapen mit Gold und untermengten schwartzen Seide prächtig gestickt war.

Als „Commandeur über das ganze Corpo“ erhielt Amo an diesem Tage also einen Ehrenplatz und dem dazugehörigen Bericht ist auch keine einzige abfällige Bemerkung über ihn zu entnehmen. Nicht einmal eine „seltsame“.

Das führt den Vorgang zu Berlin ad absurdum. Die Mohrenstraße wurde nun in Anton-Wilhelm-Amo-Straße umbenannt, weil „Mohr“ angeblich schon immer und nur ein rassistischer Begriff gewesen sei. Und ausgerechnet der Fall Amo beweist eher das Gegenteil als diese Behauptung zu stützen. Erst die postkoloniale Reinigungswut macht aus einem historischen Begriff tatsächlich eine rassistisch konnotierte Vokabel. Da bleibt nur zu sagen: Bildung ist wichtig!

Mathias Brodtkorb ist Cicero-Autor und war Kultus- und Finanzminister des Landes Mecklenburg-Vorpommern. Er gehört der SPD an. Wir entnehmen diesen Beitrag dankend der Ausgabe von Cicero am 24. August 2025.



Der Hauptausstellungsraum der Familienausstellung im Humboldt Forum

PRESSEMITTEILUNG

Beziehungsweise Familie: neues Jahresprogramm startet mit Ausstellung und Themenwochenende

Mit dem Jahresprogramm *Beziehungsweise Familie* erkundet das Humboldt Forum den Stoff, aus dem familiäre Bande gewebt sind. Erstmals kuratieren alle vier Akteure*innen des Hauses gemeinsam mit internationalen Partner*innen Ausstellungen und Veranstaltungen, die sich über sämtliche Ausstellungsflächen im ganzen Gebäude erstrecken – in den Dauerausstellungen sowie mit dem Museum Knoblauchhaus auch über das Humboldt Forum hinaus. Zur Eröffnung der Ausstellungen am 2. Oktober 2015 ab 18 Uhr erleben Besucher*innen bei freiem Eintritt bereits erste Einblicke in das vielfältige Veranstaltungsprogramm mit Gesprächen, Kurzführungen durch die Ausstellungen und einem Konzert. Das Themenwochenende *Care oder Chaos?* rückt vom

3. bis 5. Oktober 2015 zentrale Fragen von *Care*, Pflege und familiären Beziehungen in den Mittelpunkt.

Liebe oder Last? Tradition oder Trauma? Fels oder Brandung? Das neue Jahresprogramm *Beziehungsweise Familie* im Humboldt Forum zeigt, was Familie und Verwandtschaft alles umfassen kann und was sie bewegt – in Berlin, in Deutschland und weltweit. Die Ausstellungen und Veranstaltungen befragen familiäre Beziehungen in verschiedenen Zeiten und Kulturen.

Fünf Module, ein Thema

Das Jahresprogramm gliedert sich in fünf zentrale Bereiche, die unterschiedliche Perspektiven auf Familie und Verwandtschaft eröffnen:

- **Persönliche Perspektiven:** Die Sonderausstellung *Beziehungsweise Familie* im Erdgeschoss ist Ausgangspunkt für einen Rundgang durch das gesamte Humboldt Forum und lädt mit zehn teils interaktiven Treffpunkten dazu ein, eigene Erfahrungen und familiäre Bezüge zu reflektieren.
- **Historische Perspektiven:** Anhand ausgewählter Objekte sowie wechselnder Präsentationen in den Dauerausstellungen (Museum für Asiatische Kunst, Ethnologisches Museum, BERLIN GLOBAL, Humboldt Labor, Geschichte des Ortes) und des Museums Knoblauchhaus zeigen die Akteure des Humboldt Forums, wie Familie über Zeit und Kulturen hinweg gedacht wurde.
- **Zeitgenössische Perspektiven:** Temporäre Ausstellungen des Ethnologischen Museums und des Museums für Asiatische Kunst (2. und 3. Etage) widmen sich künstlerischen und sprachlichen Ausdrucksformen von Zugehörigkeit und Verwandtschaft – auch in indigenen Kontexten.
- **Veranstaltungen und Formate:** Thementage, Gespräche, Filme, Performances, Konzerte, Führungen, Workshops und kollaborative Projekte bieten als immaterielles Kulturgut überraschende Zugänge zum Thema.
- **Publikation:** *Beziehungsweise Familie*. Globale Geschichten von Bindung, Bruch und Zugehörigkeit versammelt Beiträge aus Kunst, Wissenschaft, Journalismus und Familienarchi-



Die Entwicklung der Familie



Was ist Familie?

ven, die insbesondere die internationalen Perspektiven auf das Thema eröffnen.

Ausführliche Informationen zum Programm im Pressedossier sowie unter humboldtforum.org/familie.

Hartmut Dörgerloh, Generalintendant des Humboldt Forums: „Beziehungswiese Familie ist mehr als ein Programm – es ist eine Einladung, das Humboldt Forum neu zu erleben. Zum ersten Mal haben alle Akteure des Hauses gemeinsam ein Thema gewählt, das universell ist und uns alle betrifft: Familie in all ihren Facetten. Dieses gesellschaftlich relevante Programm zeigt eindrucksvoll, welches Potenzial das Humboldt Forum hat. Die Sammlungen eröffnen neue Perspektiven, überraschende Verbindungen entstehen, und über das ganze Jahr hinweg laden abwechslungsreiche Veranstaltungen dazu ein, sich betreiben, inspirieren und zum Mitdenken anregen zu lassen.“

Lars-Christian Koch, Direktor Ethnologisches Museum und Museum für Asiatische Kunst der Staatlichen Museen zu Berlin: „Familie betrifft uns alle. Wir greifen das große Potenzial dieses Themas auf, um neue

Zugänge zu den Sammlungsbeständen zu ermöglichen und zeitgenössische Positionen zu integrieren. Damit möchten wir nicht zuletzt zeigen, wie vielfältig familiäre Bindungen weltweit gedacht und gelebt werden und dass sie stets Ausdruck sozialer, kultureller und politischer Kontexte sind.“

Sophie Plagemann, Künstlerische Direktorin Stadtmuseum Berlin: „Im Museum Knoblauchhaus und in der Ausstellung BERLIN GLOBAL verknüpfen wir historische Zusammenhänge mit aktuellen Fragestellungen: beispielsweise mit Themen wie Migration, Wohnen und Tradition. Die Interventionen von Beziehungswiese Familie interpretieren Objekte neu und machen Kontinuitäten, Brüche und Entwicklungen sichtbar. Es ist großartig, dass hier unterschiedliche Blicke auf das Thema geworfen werden: Nur durch Perspektivenvielfalt und Neukontextualisierungen kann es gelingen, die Geschichte der diversen Stadtgesellschaft Berlins als das zu erzählen, was sie ausmacht: Schichten und Geschichten – stets im Plural.“

Julia von Blumenthal, Präsidentin der Humboldt-Universität zu Ber-

lin: „Familie ist ein Thema, das unmittelbar mit dem Alltag der Menschen verbunden ist – und damit auch mit wissenschaftlichen Fragen, die uns alle betreffen. Als Universität bringen wir in Beziehungswiese Familie unsere Forschungsperspektiven ein und zeigen, wie praxisnahe Wissenschaft Impulse für gesellschaftliche Debatten geben kann. Damit wird deutlich, wie eng akademische Erkenntnis, kulturelle Vermittlung und gesellschaftliche Verantwortung zusammenspielen.“

Laura Goldenbaum, Gesamtkuratorische Leiterin des Jahresprogramms: „Das Humboldt Forum bietet als Wissenspeicher und vielschichtiger Ort der Begegnung besondere Möglichkeiten, die Verhältnisse zwischen Menschen zum Thema zu machen – über Generationen, soziale Hintergründe und kulturelle Kontexte hinweg. Familie als eine Form des Mit-Seins stellt gesellschaftliche Zusammenhänge her und erlaubt es, Geschichte, Gegenwart und Zukunft mit anderen Augen zu sehen.“



Familienmitglieder



Der Bund als Bauherr: Antworten auf herausfordernde Aufgabenstellungen

von Ministerialdirektor a.D. Michael Halstenberg

Rede anlässlich des Empfangs der Humboldt-Stiftung zur Baufertigstellung des Humboldt Forums am 27. Juni 2025 in Berlin



Das Berliner Schloss, errichtet von der Bundesrepublik Deutschland. Die modernen Fassaden beruhen auf dem Bundestagsbeschluss von 2002.



Michael Halstenberg

Es ist das Jahr 1961. Mrs. Rachel Mellon, genannt Bunny Mellon, ist verabredet. Sie ist eine anerkannte Philanthropin und Kunstsammlerin. Ihr Vater ist Präsident der Gillette Company. Doch an diesem Tag ist ihre Expertise als Gartenarchitektin gefragt. Es geht um einen Rosengarten, 684 Quadratmeter groß. Den Rosengarten von Mrs. Ellen Wilson. Er liegt direkt vor einem Bürokomplex. Die Dame, die sie um Beratung gebeten

hat, ist Jackie Kennedy. Es geht um den berühmten Rosengarten des Weißen Hauses. Hier fanden zahlreiche Staatsempfänge statt und Hochzeiten. Ministerpräsident Jitzchak Rabin und Jassir Arafat reichten sich hier die Hände. Damals war man auf dem Weg zum Frieden. Donald Trump verkündete hier den Ausstieg aus dem Pariser Klimaabkommen und den Zollstreit.

Am Ende gestaltete Bunny Mellon ein Juwel. Es blieb jahrzehntelang unangetastet. Warum? Der Garten war schlüssig.

Er war von allen respektiert. Staatliche Gartenbaukunst.

„Wir müssen diesen Garten fort-

entwickeln, als Zeichen von Hoffnung und Optimismus für die Zukunft“ – befand 2020 eine neue First Lady. Es gehe ihr um ein Zeichen für eine moderne Präsidentschaft und eine gesündere Umwelt. Banaler geht es kaum.

Bei gebauten Versprechen erkennt man jedoch, ob sie wahr sind.

Das Ergebnis, befand die Süddeutsche Zeitung, sei ein Rosengarten des Grauens, Neureichen-Chic: getrimmter Rasen, Buchsbaum, Blumen in Pastell.

Gabriella Pape, Leiterin der Königinlichen Gartenakademie in Berlin, befand: der Garten ist jetzt neutral, korrekt, unemotional.

Nichts ist falsch, nichts ist richtig, aber ein Garten sollte in der heutigen Zeit wenigstens ökologisch sein. Who cares.

Aus dem ehemaligen Paradies wird demnächst ohnehin ein gepflasterter Parkplatz, vermutlich ohne Ladesäule. Auch ein Statement staatlicher Gewalt.

Bewahren und verändern – das ist eine der zentralen Herausforderungen staatlichen Bauens.

Es mag überraschen, dass der Blick sich zunächst zurück richtet und weniger in die Zukunft. Aber das Meiste ist gebaut.

Eine zentrale Frage lautet also, wie sollen wir als demokratische

Gesellschaft mit unseren Bauwerken umgehen?

Es bedarf einer verantwortungsvollen Fortschreibung der Bauten und möglichst keiner Zerstörungen.

Wir brauchen auch einen respektvollen Umgang mit Gebäuden, die nicht allen, vielleicht nicht einmal der Mehrheit der Gesellschaft gefallen.

Der Schutz unterschiedlicher Ansichten zur baulichen Ästhetik gehört zur Demokratie.

Solche Rücksicht ist in Wirklichkeit Weitsicht. Sie schützt das Kulturgut, die Geschichte und die Identität eines Volkes. Das „Demokratische Wir“ trägt Geschmäcker-Vielfalt.

Eine offene Gesellschaft muss schwierige bauliche Zeitzeugen auch nicht verstecken oder maskieren.

Auch als Mahnmal haben sie eine wichtige Rolle.

Auch das HUF hatte zwei Vorgänger. Die Komplexität des Themas lässt sich nur streifen:

Ist ein Nachbau erlaubt?

Der Campanile di San Marco, der Himmelstempel in Peking, selbst das Weiße Haus, alles wurde nach seiner Zerstörung wieder neu aufgebaut. Die ganze Welt weinte, als Notre Dame in Flammen stand. Auch ein Wiederaufbau ist ein Statement, manches Mal eine Notwendigkeit. Jedenfalls wenn sich eine große demokratische Mehrheit findet, die das abgewogene Urteil einer Expertenkommission zur Grundlage hat. Auch eine Minderheit sollte ein solches Votum respektieren.

Eine Geschichtsdiskussion darf in Deutschland freilich auch nie fehlen. Dabei steht Preußen vielen naturgemäß für Militarismus. Ein solches ist für die damaligen Nationalstaaten jedoch nichts Ungewöhnliches. Müssen wir deshalb wirklich jede verdächtige Fassade mit einem großen Keil zertrümmern?

Ich denke, ein solches Niveau ist in der Sache weder geschichtlich noch architektonisch angemessen. Kann ein Gebäude „rechts“, sein Balkon hingegen „links“ sein? Das mag jeder für sich entscheiden.

Sicher ist, die Nazis haben das frühere Stadtschloss nie miss-



Wenn es wichtig wird, muss die Politik entscheiden. Der Bundestag beschloss den Wiederaufbau des Berliner Schlosses. Auch in Paris gab es einen monatelangen Streit um die Rekonstruktion der abgebrannten Kathedrale Notre Dame: Moderner Wiederaufbau des Daches als Glaskonstruktion oder mit dem vertrauten Bild von vor der Zerstörung? Erst nach dem Eingriff von Staatspräsident Macron entschied man sich für die historische Lösung.

braucht, sondern aus guten Gründen ignoriert, vermutlich galt es ihnen als rückwärtsgewandt. Sein heutiger Inhalt ist jedenfalls facettenreiche Vielfalt. Vielfalt ist doch das Feindbild der Reaktionäre. Tradition und kulturelle Vielfalt, ist

das nicht ein guter Kompromiss? Die Italiener gehen mit solchen Themen leichter, bisweilen eleganter um. Die Beauftragung von Franco Stella in Zusammenarbeit mit Hilmer Sattler Albrecht Architekten und gmp heißt: italienische Ins-

piration trifft deutsche Organisation, das hat sich doch bellissima gefügt, Anleihen an die Uffizien inklusive.

Die langen Galerien, wie Schinkel die Uffizien in Florenz nannte, erschienen ihm höchst imposant

aber schlecht beleuchtet und die Deckenhöhe nicht angemessen. Berliner halt: immer was zu meckern. Das Humboldt Forum hat diese Mängel indes vermieden und entspricht seinem Credo: Benutzte das Vertraute um daraus Neues zu schaffen.

Oder um es mit Schinkels eigenen Worten zu sagen „Das Wertvolle früherer Zeitalter innerlich unverfälscht unter uns lebendig zu erhalten und das Maß der Anwendung für die Gegenwart zu finden, ist eine der Hauptbestimmungen des Architekten.“

Fehlt dem Humboldt Forum nur noch das bauliche Gegenüber. Für die neue Bauakademie lassen sich sicherlich verschiedene gute Lösungen finden. Alte wie neue Konzepte – nur schlüssig sollte es werden. Zur guten Baukultur gehört auch das Einfügen in den Ort. Neue laute Nachbarn mag niemand.

Bewahren und verändern ist nicht alles: auch Demokratie will beeindrucken und repräsentieren. Auch sie muss sich darstellen. Angemessen und gut, professionell halt. Nicht der Geschmack eines Einzelnen sollte bestimmend sein, sondern der im Wettbewerb ermittelte Primus inter Pares, der weniger durch Titel und Ämter, sondern mehr durch Können und Reputation glänzt.

Diktatoren sind selten professionell, sondern eher Dilettanten: Barock oder Rokoko, Hauptsache Gold. Das sehen wir leider täglich.

Und es ist auch in Berlin nicht ganz unbekannt. Entwürfe Schinkels, die sich durch Einfachheit und Eleganz auszeichneten, wurden durch banale Prunksucht des Königshauses des Öfteren ihres noblen Charakters beraubt, befand einst der Kunsthistoriker August Grisebach, ein großer seines Fachs.

Den Vorwurf der Prunksucht hat man sich in Bonn und im heutigen Berlin zum Glück nur selten anhören müssen. Professionelle Bescheidenheit sollten die Bauten ausstrahlen. Das gelang überwiegend. Selbst eine Baracke taugte einst als Parteizentrale.

Sicherlich nicht alles ist Berlin gelungen, jedenfalls aus meiner Sicht. Mancher, der den Potsdamer Platz mit seinen Glas- und Stahlbauten sieht, mag sich das histori-

sche Quartier des Tiergartenviertels zurückwünschen, in dem auch James Simon wohnte. Und Ludwig Hoffmann, Architekt und Stadtbaurat der Stadt Berlin, 400 Gebäude hat er verantwortlich, den Märchenbrunnen im Volkspark, der übrigens auch eine Rekonstruktion ist, die Vollendung des Pergamon Museums, bei dem manche angesichts der aktuellen Bauarbeiten ebenfalls eine Rekonstruktion vermuten, Schulen und Krankenhäuser.

Gute staatliche Baukunst zeigt sich vor allem im Kleinen, an Gebäuden die mehr im Schatten stehen. Profane Bauten: Bibliotheken, Schulen, Kindergärten, Gerichte, Rathäuser, Universitätsbauten oder Bahnhöfe erfordern große Sorgfalt – nur wer im Detail gut ist, sollte sich an Großes heranwagen.

Die Qualität einer Regierung zeigt sich auch in der Qualität der Gebäude, die der Staat seinen Bürgern baut!

Zum staatlichen Bauen gehören schließlich Visionen und Inspiration.

Das Pantheon in Rom, die Hagia Sophia in Istanbul, die Pfalzkapelle in Aachen, Santa Maria del Fiore in Florenz, die Alhambra in Spanien, das Tadsch Mahal, die von Rem Koolhaas geplante Zentralbibliothek von Seattle mit seiner facettierten Glashaut.

Das alles inspiriert die Menschen bis heute.

Natürlich gibt es immer auch zeitgenössische Anforderungen. Aber was ist eigentlich aktuell hinzugekommen?

Kunst am Bau? Das gehörte doch schon immer zum Bauen oder nicht? Schon Schinkel befand, dass Gleichgültigkeit gegen blühende Kunst nahe der Barbarei liege.

Seriell bauen mit Tempo und Turbo? Das klingt effizient. Aber ist es auch effektiv und nachhaltig? Überhaupt das liebe Geld: Schinkel diente einem sparsamen König in einer geldarmen Zeit. Aber er hatte schon bei seinem Lehrer David Gilly gelernt: auch bei einem geringen Aufwand muss das Ergebnis standfest und ansehnlich sein. Das ist auch mit Handwerkskunst zu schaffen. Schon Schinkel hat seriell geplant und bauen lassen. Man sieht es nur nicht.

Ansehnlichkeit bescheinigte

eine Jury zuletzt dem Siegerentwurf für den Bau des Zukunftszentrums für Deutsche Einheit und Europäische Transformation in Halle (Saale).

„Insgesamt überzeugt der Entwurf durch eine leicht wirkende und zugleich prägnante Formsprache, die das Zukunftszentrum als identitätsstiftenden Ort mit starker Wirkung im Stadtraum positioniert.“ so das Urteil der Jury.

Das Urteil trägt die Entscheidung. Aber in der heutigen Zeit besteht in Deutschland die Neigung zur überbordenden Political Correctness.

Daher musste zusätzlich zum Juryurteil auch eine Bewertung der Nachhaltigkeit erfolgen.

„Dem Begriff Zukunftszentrum wird der Gewinnerentwurf baulich gerecht: Der Einsatz nachwachsender und lokaler Baustoffe, eine innovative Konstruktionsweise und ressourcenschonendes Bauen zeichnen ihn aus. Das künftige Zukunftszentrum wird die Innenstadt mit dem Bahnhof städtebaulich verbinden. Es wird gut erreichbar sein.“

Mag sein, aber Glasfassaden erfordern in der Regel Klimatechnik. Die Halbwertszeit solcher Fassaden ist übersichtlich, das Glas kaum wiederverwertbar. Ist das wirklich die Zukunft des nachhaltigen Bauens?

Oder könnte man einfach auch mal zugeben, dass die Stärke eines Entwurfs in anderen Bereichen liegt. Muss oder kann jeder Bau perfekt sein? Oder sind Gebäude wie Menschen, sie haben Stärken und Schwächen. Auch hier gilt:

Bei Versprechen die man baut, erkennt man später, ob sie wahr sind.

Das hat sich die Stiftung Humboldt Forum zu Herzen genommen und einen – Nachhaltigkeitsbericht 2023 – herausgegeben. Das ist, soweit ich sehen kann, eine einzigartige Darstellung. Darin kann man auch nachlesen, dass das Humboldt Forum Innovationen enthält: Deutschland größte Geothermie Anlage und Eisspeicher zur Kühlung.

Dazu hat – neben den Kolleginnen und Kollegen vom BBR¹ – auch Herr Hegner², Vorstand Technik, maßgeblich beigetragen. Das ist

seinem Werdegang geschuldet. Er hat in früherer Position im Bundesbauministerium das Bewertungssystem nachhaltiges Bauen maßgeblich entwickelt. Nachhaltigkeit und Energieeffizienz waren seine Markenzeichen. Das kann freilich nur, wer tatsächlich etwas von technischen Regelwerken versteht. In der Bauforschung wird immer noch das erfolgreiche Programm „Zukunft Bau“ jährlich aufgelegt. Mit den vom ihm betreuten Plusenergiehäusern der Universität Darmstadt hat Deutschland den Solar Decathlon in Washington 2007 und 2009 gewonnen. Deutschland kann Innovation. Und mit Herrn Hegner ist es gelungen, den deutschen Architekturpreis zum Staatspreis zu machen, den wir über Jahre mit privaten Spenden am Leben halten mussten.

Staatliches Bauen ist eine schöne und vielfältige Aufgabe.

Die Herausforderung für das Bauen des Bundes ist aber vor allem Verantwortung. Eine von Uneigennützigkeit und Maß geprägte Verantwortung, die der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft unserer Gesellschaft gerecht wird.

Das kennzeichnet die Architektur einer guten Demokratie.

- 1 Mrs. Ellen Wilson, Ehefrau des US-Präsidenten Woodrow Wilson, hat den Garten 1913 anlegen lassen.
- 2 Im Einzelfall mag eine solche architektonische Geste angemessen sein, siehe die Gestaltung der Fassade des militärhistorischen Museums in Dresden durch Daniel Libeskind.
- 3 Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung.
- 4 Herr Ministerialrat a.D. Hans-Dietrich Hegner wurde anlässlich des Empfangs in den Ruhestand verabschiedet.

Michael Halstenberg war als Ministerialdirektor im Bundesbauministerium maßgeblich am Zustandekommen des Schlossbaus in Berlin beteiligt. Er hat über 20 Jahre in Ministerien auf Landes- und Bundesebene gearbeitet, zuletzt als Abteilungsleiter im Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung. Er ist seit 2009 als Rechtsanwalt tätig, seit 2022 für die Sozietät Frasson-Nusser.



Richard Schröder bei der Ehrung, links die Präsidentin der Humboldt Universität, Prof. Dr. Julia v. Blumenthal, rechts Prof. Dr. Joachim Sauer, der die Laudatio hielt.

Richard Schröder erhält Humboldt-Universitätsmedaille

Professor Richard Schröder wurde am 7. Juli mit der Humboldt-Universitätsmedaille in einer öffentlichen Veranstaltung ausgezeichnet. Sie wird an herausragende Persönlichkeiten verliehen, die sich in besonderem Maße um die Humboldt-Universität zu Berlin (HU) verdient gemacht haben.

Als Mitbegründer der Sozialdemokratischen Partei in der DDR, Fraktionsvorsitzender der letzten Volkskammer und engagierter Intellektueller hat Prof. em. Dr. Dr. h.c. Richard Schröder den politischen und akademischen Diskurs seit der Wendezeit maßgeblich geprägt. Auch innerhalb der Humboldt-Universität zu Berlin (HU) hat er – unter anderem als Professor, Dekan, Vizepräsident und Vorsitzender des Konzils der HU – entscheidende Impulse für eine demokratische und selbstkritische Wissenschaftskultur gesetzt.

Für sein herausragendes Engagement an der HU sowie in den Bereichen Wissenschaft, Politik und gesellschaftliche Verantwortung wurde Professor Richard Schröder am 7. Juli 2025 im Festsaal

der HU mit der Humboldt-Universitätsmedaille geehrt. Direkt im Anschluss folgte eine Podiumsdiskussion mit Professor Richard Schröder, dem HU-Professor für Chemie, Stefan Hecht, und dem Geschichtsstudenten Peter Bratenstein zum Thema „Die Humboldt-Universität und die friedliche Revolution“. Die Podiumsdiskussion beleuchtete zentrale Fragen zur Rolle von Universität, Wissenschaft und Zivilcourage. Moderiert wurde sie von der HU-Präsidentin Prof. Dr. Julia von Blumenthal.

Über Richard Schröder

Prof. em. Dr. Dr. h.c. Richard Schröder ist ein deutscher Philosoph und evangelischer Theologe, der von 1991 bis zu seiner Emeritierung zum Lehrkörper der Theologischen Fakultät der Hum-

boldt-Universität zu Berlin gehörte. Im März 1990 wurde er in die Volkskammer gewählt und war dort Fraktionsvorsitzender der Sozialdemokratischen Partei in der DDR bis zur Konsti-

tuierung des ersten gesamtdeutschen Bundestags.

Er ist seit 2004 auch Vorsitzender des Fördervereins Berliner Schloss, der viel seinem hohen Ansehen verdankt.



Hans Stimmann

Der mächtige Senatsbaudirektor von Berlin, wohl der bedeutendste Städtebauer im Deutschland nach der Wiedervereinigung, bestimmte mit seiner „Kritischen Rekonstruktion“, der Definition von Traufhöhe und Löffelfassade schon seit 1991, über Jahrzehnte, wie Berlin mit seiner durch die Teilung verödeten Mitte im Wiederaufbau auszuweisen hatte. Die Stadt wurde damals zum Tummelplatz von Spekulanten, denen die Gestalt der künftigen Stadt eigentlich egal war. Hans Stimmann blockte das ab, er entschied zügig nach klaren Richtlinien, er war ein Macher. Heute quält sich Berlin wieder mit ausufernden, endlosen Architekturdebatten. Bestes Beispiel dafür ist der Streit um die Rekonstruktion der Schinkel'schen Bauakademie. Schon vor sieben Jahren bewilligte der Deutsche Bundestag 62 Millionen Euro für deren Wiederaufbau – und es gibt noch nicht einmal baureife Baupläne. Das wäre unter Hans Stimmann nicht passiert.

Stimmann kam aus Lübeck, war dort Bausenator, hatte vor seinem Studium eine Maurerlehre absolviert und bei den Jusos gelernt, wie man sich durchsetzen kann. Er regierte das Baugeschehen mit einer ihm hörigen Hausmacht. Er war entschlossen, Stimmann war kein Mann des Berliner Konsenses, wie diesen Neil McGregor, der Gründungsintendant der Stiftung Humboldt Forum, beschrieb. Der frühere Chef des British Museum in London gab 2018 auf und sagte bei seinem Abschied nach drei Jahren, er hätte hier viel gelernt: So herrsche in Berlin Konsenspflicht und wenn es keinen Konsens gäbe, dann würde dort auch nichts stattfinden. Und Konsens ist in Berlin immer noch ein Fremdwort, die Stadt erstickt in ihrer Kakophonie. Wichtige Entscheidungen werden zerredet, begleitet von Mutlosigkeit, bewusst halbherzig gemachten Vorschlägen, die niemanden begeistern, sondern nur, um mögliche Lösungen zu vertagen.

Stimmann jedoch entschied einfach, wenn er meinte, dass genug diskutiert worden sei. Er führte mit

fester Hand – und dann geschah auch etwas. Ohne ihn wäre der Pariser Platz in seiner heutigen Form nicht entstanden, ohne seine Vor-

ein äußerlich streng rational gestaltetes Bauwerk. Im Inneren aber verzaubert Gehry die Besucher, er verlegte die gewohnte Skulptur in das



bereitung auch nicht der Leipziger und schon gar nicht der Potsdamer Platz. Er hatte keine Angst vor der Prominenz der Weltarchitekten, die er nach Berlin holte und auch nicht vor politischen Mochtegegnern. Stimmann war der Flaschenhals, durch den alles hindurchmusste, ohne dessen Zutun kein Bauprojekt in Mitte gebaut werden konnte.

Frank Gehry, der Architekt des berühmten Kunstmuseums in Bilbao, baute am Pariser Platz nahe dem Brandenburger Tor das Geschäftshaus der DZ-Bank. Er bezeichnet dieses äußerlich schlichte Haus als eines seiner wichtigsten und gelungensten Bauwerke. In Bilbao glänzte er noch mit einer Kunsthalles, die alle konventionellen, architektonischen Rahmen sprengte. Üppige, zu Skulpturen gefaltete, riesige Bleche entkoppelten das Innere seiner Bauwerke von der berausenden Wirkung der äußeren Fassade. So machten Gehrys Bauten äußerlich den Eindruck, nicht als großes Haus, sondern als Skulptur geplant worden zu sein.

Hans Stimmann entzauberte Gehry und zwang ihn, seine kritische Rekonstruktion zu akzeptieren. So entstand mit der DZ-Bank

Bankgebäude hinein und entwarf dort spielerisch einen begeisterten, gläsernen Walfisch, einen Moby Dick. So gelang es Stimmann, den Pariser Platz selbst so ruhig und einheitlich zu gestalten, dass das Brandenburger Tor die Dominante blieb. Lediglich der von ihm nicht mehr verantwortete Bau von Behnischs Akademie der Künste fällt aus dem Rahmen und wurde zum Störfaktor.

Einem anderen Bauherrn an der Friedrichstraße versagte er dessen Pläne, dort die nur alte Architektur der Gründerzeit wiederaufzunehmen. Ihm wurde beschieden, mit welchen Architekten aus dem Stimmann-Kreis er den Bau zu gestalten hätte – und wer in die Jury zu berufen sei. Wenn er das nicht täte, würde es keine Baugenehmigung geben. So entstand dort ein prägendes Ensemble aus schlicht-modernen und geretteten historischen Gebäuden.

Hans Stimmann konnte in seinem Spott, ja, der Verachtung seiner Gegner ätzend sein. Er konnte bei Publikumsdiskussionen ausfallen werden. Auch mich nahm er damals wegen des Schlosswiederaufbaus auf die Hörner. Aber das hat mich vernünftigt, ich brauchte bei

meiner Arbeit immer wieder solche Reibungsflächen, und wenn es nur galt, dadurch meine eigene Überzeugungs- und Durchsetzungskraft zu erkennen. Ich respektierte und mochte ihn. Die Rekonstruktion des Schlosses war ihm anfangs zuwider, schon aus Juso-ideologischen Gründen. Als er aber sah, wie das Schloss die Mitte wieder verklärte, machte er mir gegenüber seinen Frieden mit dem Riesenbau. Und so entwickelte er noch nach seinem Abschied im Team mit Berliner Architekten der zweiten Generation stimmige Pläne zur Rückgewinnung der alten Berliner Innenstadt auf dem Gelände des aus der DDR stammenden Marx-Engels Forums zwischen der Marienkirche und dem Roten Rathaus, aber auch die fanden keine Berücksichtigung – und geschehen ist dort bislang nichts.

Von Hans Stimmann habe ich viel gelernt: Überzeugungen zu artikulieren und durchzusetzen; Leidenschaft für seine Aufgaben zu haben, gerade in Berlin. Und ich bewunderte ihn dafür, dass er trotz aller Machtfülle selbst immer wieder dazulernte, auch wenn es ihm schwerfiel, wie er auf die öffentliche Kritik an seiner kritischen Rekonstruktion reagierte und sie weiterentwickelte und sich so einem langlebigen Stadtbild annäherte. Nein, er erkannte nach und nach, wie nötig es doch war, behutsamer auf die Bedürfnisse des Schmelztiegels Berlin mit über 150 Ethnien aus aller Welt so einzugehen, das Berlin immer noch Berlin bleiben durfte. So sollte die Stadt ihm nach und nach die verdiente Anerkennung. Ich bewundere Leute, die in ihrer Jugend konträr zum Establishment kämpferische Überzeugungen entwickeln, dann aber über ihre Erfahrungen Ideologien kippen können und in diesem Prozess des Erfahrens eine hohe Reife, ja Weisheit entwickeln.

Hans Stimmann war so ein Mensch. Er war der richtige Mann zur richtigen Zeit, er hat Berlin eine Struktur gegeben, die lange halten wird. Man wird ihm danken müssen.

Wilhelm von Boddien

Buchbesprechung

Friedrich I. Der Erfinder Preußens

Eine Biographie von Peter Stephan

Im August dieses Jahres ist eine aufsehenerregende, reich bebilderte Biographie über Friedrich I., den Erbauer des barocken Berliner Schlosses, erschienen. Der Autor Peter Stephan, Professor für Kunstgeschichte und Architektur in Potsdam, ist den Lesern des Berliner Extrablattes seit vielen Jahren aufgrund zahlreicher Beiträge bekannt. Seine ebenso spannend wie elegant geschriebene Darstellung unterzieht das gängige Bild vom ersten Preußenkönig als einem eiteln, prunksüchtigen Verschwender einer grundlegenden Revision.

Friedrich erscheint stattdessen als die am meisten unterschätzte Figur der Hohenzollern. Als ein höchst kluger und maßvoller Politiker verstand er es, seine weitverstreuten, in Sprache, Konfession und Verfassung höchst unterschiedlichen Territorien, die vom Baltikum (Herzogtum Preußen) bis zum Schweizer Jura (Grafschaft Neuenburg) reichten, zu einem modernen Gesamtstaat zu vereinen. Dazu bedurfte er freilich der Königswürde als eines übergeordneten Rechtstitels, der ihm zugleich gegenüber den übrigen Monarchen Europas eine völlige Souveränität verschaffte.

Dieses neue Königreich Preußen hatte Friedrich seit seinem Regierungsantritt als Kurfürst von Brandenburg 1688 ebenso zielstrebig wie umsichtig geplant: als einen friedfertigen Kultur-, Rechts- und Vernunftstaat, der vor allem in den Werken Andreas Schllüters modellhaft Gestalt annehmen sollte: im Reiterstandbild des Großen Kurfürsten, in den Masken sterbender Krieger im Zeughaus und vor allem im Berliner Schloss. Stephans subtile kunstgeschichtlichen Analysen zeigen, wie Friedrichs Staatsidee sich in der Kunst widerspiegelt. Sie zeichnen das Bild eines Preußen, das so gar nicht zu den gängigen Vorurteilen mancher Zeitgenossen passt. Vor allem aber bringen sie Schllüters Werk auf neuartige Weise zum Sprechen – ein hoher Genuss nicht nur für die Freunde des Berliner Schlosses.

Mit freundlicher Erlaubnis des Autors und des C.H. Beck-Verlags drucken wir hier die Einleitung ab, die den Leser in die Thematik des Buches einführt.



König Friedrich I. in Preußen vor dem Berliner Schloss

Ein König im Abszess

Wer Versailles sieht, denkt an Ludwig XIV. Das größte Schloss Europas gilt als Inbegriff absolutistischer Herrschaftsarchitektur und barocker Repräsentationskunst. Kaum gewärtig sind dem Betrachter die Künstler, die dieses Meisterwerk erschufen, der Architekt Jules Hardouin-Mansart etwa oder der Maler Charles Le Brun. Auch der Besucher des Dresdner Zwingers assoziiert mit diesem Prachtbau eher August den Starken als den Baumeister Matthäus Daniel Pöppelmann oder den Bildhauer Balthasar Permoser.

Beim Berliner Schloss verhält es sich anders. Seine (inzwischen rekonstruierten) Barockfassaden sind untrennbar mit dem Namen des Bildhauerarchitekten Andreas Schlüter verbunden. Nur die wenigsten erinnern sich an den Erbauer, den brandenburgischen Kurfürsten Friedrich III., der ab 1701 als Friedrich I., König in Preußen, regierte. Das ist umso erstaunlicher, als es ohne Ludwig XIV. Frankreich und ohne August den Starken Sachsen, ohne Friedrich aber kein Königreich Preußen gegeben hätte – und keine deutsche Hauptstadt Berlin.

Selbst die Historiographie ist Friedrich lange Zeit mit eigenwilligem Desinteresse begegnet. 1869 hatte der Universalhistoriker Johann Gustav Droysen dem ersten Preußenkönig innerhalb seiner Geschichte der preussischen Politik noch einen dreihundertseitigen Einzelband gewidmet. Doch schon die Standardmonographie Otto Hintzes über Die Hohenzollern und ihr Werk von 1915 räumte Friedrich nur noch zwanzig Seiten ein, seinem Vater, dem Großen Kurfürsten, dagegen fast viermal so viele.¹ Bernt Engelmann, dessen Monographie Preußen. Land der unbegrenzten Möglichkeiten ab 1980 das Preußenbild der alten Bundesrepublik nachhaltig mitbestimmte, würdigte den Namen des ersten Königs nicht einmal einer Kapitelüberschrift; die Ära Friedrichs I. bewertete er in keinerlei Hinsicht als „typisch preussisch“.² Sebastian Haffner und Wolfgang Venohr übergaben in ihrer Essaysammlung Preussische Profile Friedrich I. sogar ganz und ließen die preußi-



Einzug des Königs in das Berliner Schloss nach seiner Krönung 1701 in Königsberg

sche Geschichte erst mit dessen Sohn, dem Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I., beginnen. Es dauerte bis zum dreihundertjährigen Jubiläum von Friedrichs Königskrönung, also bis 2001, ehe eine breitere Öffentlichkeit von dem ersten preussischen König Notiz nahm – dank einer umfangreiche Ausstellung im Berliner Zeughaus.³ Nun erschienen mehrere Monographien, die jedoch in nicht unbeträchtlichem Maße aus Droysens Abhandlung schöpften.⁴ Eine Ausnahme bildet die umfassende Darstellung des Potsdamer Historikers Frank Göse, dem in Teilen eine Neubewertung von Friedrichs Regierungstil gelang.⁵

Und doch blieb ein Desiderat bestehen: Friedrich wurde ausschließlich als Gründer der preussischen Monarchie gewürdigt. In Wirklichkeit war er jedoch der Erfinder des preussischen Staates. Dies ist einerseits mehr, andererseits weniger. Mehr, weil das Königreich Preußen, das 1701 proklamiert wurde, nicht nur ein nach pragmatischen Gesichtspunkten geschaffener „Ver-nunftstaat“ war, der sich, wie Sebastian Haffner annahm, allmählich

zu einer vollkommenen „Ausprägung der Staatsidee“ entwickelte: zu einer in der Geschichte einmaligen „Idee reiner Staatlichkeit“ im Hegelschen Sinne.⁶ Denn der preussische „Kunststaat“, wie Haffner ihn auch nannte, sublimierte sich nicht erst im Nachhinein zur Idee seiner selbst. Wie bei jedem Kunstprodukt stand die Idee am Anfang: ein aus Vernunft und Klugheit geborener Gedanke, der dazu bestimmt war, sich in einem realen Staatswesen zu konkretisieren. In diesem Sinne hat Friedrich I. selbst davon gesprochen, sein Königtum „erfunden“ zu haben, und den planmäßigen Prozess dieser Erfindung als einen grand dessin, einen „großen Entwurf“, bezeichnet.

Zugleich war die Erfindung des preussischen Königtums aber auch weniger als eine Staatsgründung. Denn der Staat, der Friedrich vorschwebte, gelangte nur in Ansätzen über das Stadium der Erfindung hinaus. Bereits nach seinem Tod im Jahre 1713 entstand ein neues, ein ganz anderes Preußen. Wie die Erfindung geriet der Erfinder erst ins Zwielicht, dann in den Schatten der Geschichte. Zwar blieb die Institu-

tion der Monarchie als solche bestehen, doch war sie einem starken Wandel unterworfen. Die äußere Hülle wurde mit anderem Inhalt gefüllt. Ungeachtet der dynastischen und juristischen Kontinuität waren das von Friedrich erdachte und das von seinen Nachfolgern gemachte Preußen zwei verschiedene Staaten.

Solch einen Bruch hat die bisherige Forschung allenfalls für das späte 19. Jahrhundert ausgemacht: als das gründerzeitliche Preußen, das ab 1871 im deutschen Nationalstaat aufging, jenes klassische Preußen ablöste, dessen Bild der „Soldatenkönig“ Friedrich Wilhelm I., der „Philosophenkönig“ Friedrich der Große, die „Volkskönigin“ Luise und der „Romantiker auf dem Königsthron“ Friedrich Wilhelm IV. bevölkern. Um diese legendären Namen gruppieren sich Heerführer wie der „Alte Dessauer“, Gneisenau, Blücher und Moltke, die Staatsmänner Stein und Hardenberg, Dichter und Denker wie Lessing, Kant, Hegel, E.T.A. Hoffmann, Fontane oder die Gebrüder Humboldt und Grimm. Hinzu kommen die Architekten Knobelsdorff und

Langhans, Gilly und Schinkel, Persius und Stüler, die Bildhauer Schadow und Rauch, die Maler Gaertner und Menzel oder der Komponist Zelter.

Dieses Preußen gilt nach wie vor als das eigentliche Preußen. Es überragt nicht nur glanzvoll das spätere Preußen der Kaiserzeit, sondern verdeckt auch unbarmherzig jenes ursprüngliche Preußen, das die Universalgelehrten Gottfried Wilhelm Leibniz, der Rechtshistoriker Samuel Pufendorf sowie die Staatsrechtler Christian Thomasius und Christian Wolff verkörpern. Aus der Gedankenwelt dieser Geistesgrößen hatte Friedrich I. geschöpft, um sein Preußen in Schlüters Werk Gestalt annehmen zu lassen.

Gerade in Schlüters Werk! Mehr noch als seine Konkurrenten Johann Friedrich Eosander und Jean de Bode oder sein Schüler Martin Heinrich Böhme verlieh Schlüter mit seinen Bauten und Bildwerken der Staatsidee Friedrichs Gestalt. Seine Werke sollten den neuen Staat modellhaft vorwegnehmen. Für die schnellstmögliche Realisierung war Friedrich kein Aufwand zu hoch. Was sich andernorts über Generationen hatte entwickeln können, das musste er in der Spanne eines einzigen, nicht allzu langen Lebens schaffen. Sein Bemühen, die Erfindung und Bildung eines Staates in einem einzigen Lebenswerk zu verdichten, ist etwas Einzigartiges. In seinen vierzehn historischen Miniaturen hat Stefan Zweig von „Sternstunden der Menschheit“ gesprochen, in denen historische Prozesse, die sonst „gewöhnlich nacheinander und nebeneinander“ ablaufen, sich bisweilen „in einem einzigen Augenblick“, der alles bestimmt und alles entscheidet, komprimieren. In solch „dramatisch geballten“ und „schicksalsträchtigen“ Augenblicken sei „eine zeitüberdauernde Entscheidung auf ein einziges Datum, eine einzige Stunde und oft nur eine Minute zusammenge-drängt“.

Auch die Gründung des Königsreichs Preußen wäre ohne einen weitblickenden Herrscher, der das Momentum zu nutzen wusste, nicht möglich gewesen. Zugegeben: Friedrich hatte über Jahre hin-



Das Meisterwerk Andreas Schlüters: das Standbild des Großen Kurfürsten auf der Langen Brücke in Berlin

weg auf sie hingearbeitet. Und doch kann man den Gründungsakt im Januar 1701 als eine Sternstunde bezeichnen. Denn in diesem einen Augenblick lief alles zusammen, was Friedrichs Dasein bis dahin ausgemacht hatte. Und von hier aus nahm seinen Anfang, was seine gesamte spätere Existenz bestimm-

te. Insofern ist es naheliegend, ja geboten, die Erfindung Preußens zum eigentlichen Thema einer Friedrich Biographie zu machen.

Dasselbe gilt für Schlüters Staatskunst. Selbstredend ist gute Kunst mit den Systemen, für die sie geschaffen wurde, niemals deckungsgleich. Sie schöpft aus ei-

nem eigenen, unabhängigen Fundus und wächst über jedes politische und ideologische System weit hinaus. Wo sie aber doch eine Rückbindung an ein System aufweist, bringt sie im Idealfall dessen bessere Seiten zum Ausdruck. In diesem Sinne ist auch Schlüters Œuvre bei aller künstlerischen Eigenleistung

ein Werk seines Auftraggebers und ein wesentlicher Teil von dessen Leben. Sehr wahrscheinlich ist sie auch die ergiebigste Quelle von Friedrichs Herrschaftsverständnis, mit Sicherheit aber die anschaulichste. In der Erfindung Preußens verdichtet sich Friedrichs Leben, in Schlüters Werk bildet es sich ab. Die Kunst wird zum Lebensbild, das diese Biographie nachzeichnet, indem sie den einzelnen Lebensabschnitten Friedrichs die wichtigsten Werke Schlüters exemplarisch zuordnet.

Gerade weil Schlüters Kunst beispielhaft für einen heute vergessenen König und den mit ihm vergangenen Staat ist, erscheint sie heute so unpreußisch. Das Bild jenes Preußen vor Augen, das nach 1713, also nach Friedrich I., entstand, suchen wir – wie Generationen von Historikern und Kunsthistorikern vor uns – den preußischen Geist vorzugsweise im Werk Karl Friedrich Schinkels: in der erhabenen Anmut des Alten Museums und der eleganten Würde des Schauspielhauses, in der herben Strenge der Neuen Wache, dem heroischen Pathos der Schlossbrücke oder in der funktionalistischen Ästhetik der Bauakademie. Nicht zu vergessen die vielen Monumente, die Schinkel, anders als Schlüter, in ganz Preußen errichtete: von Königsberg über Potsdam bis nach Aachen! Selbst der unpräntöse Spätbarock von Philipp Gerlachs Garnisonkirche in Potsdam und das zarte Rokoko, das Georg Wenzeslaus von Knobelsdorff in Sanssouci erblicken ließ, nehmen sich auf den ersten Blick preußischer aus als Schlüters üppiger Hochbarock. Ganz zu schweigen vom strengen Palladianismus, der das von Johann Boumann entworfene Hauptgebäude der Humboldt-Universität bestimmt, vom kühlen Attizismus, der das Brandenburger Tor von Carl Gotthard Langhans adelt, oder vom reifen Spätklassizismus, der den Villen von Ludwig Persius und den Museumsbauten von Friedrich August Stüler ihre dezent-kühle Würde verleiht. Im Vergleich hierzu erscheinen die pompösen Riesensäulen an der Südfront des Berliner Schlosses und der überreich dekorierte Rittersaal als Zeugnisse einer Prachtliebe, wenn nicht einer



Andreas Schlüter: Maske eines sterbenden Kriegers. Zeughaus Berlin

Frunksucht, an die nicht von ungefähr der Neobarock des Zweiten Deutschen Kaiserreichs anknüpfte. Friedrich I., mit dem das preußische Königtum begann, war, so könnte man meinen, ebenso maßlos-unpreußisch wie Wilhelm II., mit dem es endete.

Nichts könnte falscher sein als dieser Eindruck. Gerade das Wechselverhältnis von Macht und Maß war ein Grundprinzip in Friedrichs Staatsidee und folglich auch in Schlüters Schaffen. Diese Aussage klingt provokant, gerade für einen so repräsentationsfreudigen Herrscher wie Friedrich und eine Stilepoche, die wir nur allzu gerne mit pompösem Überschwang verbinden. Und doch hat sie ihre Berechtigung. Seinen Staat und auch sein eigenes Leben hatte Friedrich schon früh auf die Devise *Sum cuique tribuere* gegründet. Gemäß diesem auf die Antike zurückgehenden Grundsatz sollte jeder Mann zugestanden und aberlangt werden, worauf er als Mensch ein Anrecht hatte und wozu er als Bürger verpflichtet war. Die Staats-

macht schuf sich nicht ihr eigenes Recht, sondern verpflichtete sich, dem Recht zu dienen.

In späteren Zeiten freilich drängte das preußische Königtum auf Machterweiterung und Expansion. In letzter Konsequenz ging die Krone 1918 verloren. Der Staat selbst überlebte den Zusammenbruch der Monarchie nicht lange. Beim sogenannten Preußenschlag der Regierung Franz von Papen 1932 wurde er seiner Hoheitsgewalt beraubt. Sechs Jahre später folgte seine Zerschlagung in mehrere Gaue.⁶ Fortan existierte Preußen wie ganz zu Anfang nur noch als Idee. Als eine Idee, die nun aber der Missdeutung und dem Missbrauch durch einen Unrechtsstaat ausgesetzt war, in dem Macht alles und Maß nichts bedeutete. Der an den Toren seiner Vernichtungslager die preußische Staatsdevise in der berüchtigten Übersetzung „Jedem das Seine“ ins absolute Gegenteil verkehrte und auf den Koppelschlössern der Soldaten den noch älteren Wahlspruch der Hohenzollern „Gott mit uns“ zur Heiligung

seiner unheiligen Kriege nutzte. In letzter Konsequenz löste der Alliierte Kontrollrat am 25. Februar 1947 den preußischen Staat auf – mit der Begründung, er sei von jeher ein „Träger des Militarismus und der Reaktion“ gewesen.

Die ursprüngliche Idee von Preußen war eine andere.

Stephan, Peter: Friedrich I. Die Erfindung Preußens. Eine Biografie. C.H. Beck, München 2015. ISBN 978-3-406-83643-5; 393 S., mit 138 Abbildungen, davon 34 in Farbe, und 1 Karte Hardcover, 34,80 Euro. <https://www.chbeck.de/stephan-friedrich-1/product/38770030>

- 1 Hier zitiert nach einer Neuauflage der zweiten Auflage von 1872: Johann Gustav Droysen, *Friedrich I. König von Preußen*, Berlin/New York 32001 (mit einem Vorwort von Eberhard Straub versehene Neuausgabe des 4. Teils, 1. Abteilung der „Geschichte der preußischen Politik“, „Friedrich I.“, Berlin 21872)
- 2 Otto Hintze, *Die Hohenzollern und ihr Werk*, Berlin 1915, S. 177–254 versus S. 255–275.
- 3 Bernt Engelmann, *Preußen. Land der unbegrenzten Möglichkeiten*, München 1980, S. 76.
- 4 Franziska Windt (Red.), *Preußen 1701 – eine europäische Geschichte* (Ausstellungskatalog), 2 Bde., Berlin 2001 und Hans-Joachim Neumann, *Friedrich I. Der erste König Preußens*, Ulm 2001.
- 5 Neben Neumann 2001 (wie Anm. 4) gilt dies auch für Werner Schmidt, *Friedrich I. Kurfürst von Brandenburg. König in Preußen, Kreuzlingen/München 2004*.
- 6 Frank Göse, *Friedrich I. (1657–1713). Ein König in Preußen*, Regensburg 2012.
- 7 Sebastian Haffner, *Preußen ohne Legende*, Hamburg 1978, S. 3 und 128.
- 8 Armin Nolzen, *Die Gaue als Verwaltungseinheiten der NSDAP. Entwicklungen und Tendenzen in der NS-Zeit*; in: Jürgen John/Horst Möller/Thomas Schaarschmidt (Hgg.), *Die NS-Gaue: Regionale Mittelinstanzen im zentralistischen „Führerstaat“?*, Berlin/Boston 2007, S. 199–217.



Das haben wir schon seit Langem vorgeschlagen, hier unser virtuelles Bild vom Schloss mit der Freitreppe aus dem Jahre 2012.



Die Baustelle Ende Oktober 2025

Baubeginn für die Freitreppe am Spreekanal

Der Spreekanal mit seinen hohen Einfassungsmauern hatte den Charakter einer Schlucht. Im Rahmen der Diskussion über ein Freibad im Kanal wurde unsere Idee aufgegriffen, eine großzügige Treppenanlage mit Aufenthaltsqualität zu bauen, mit Sitzinseln, vergleichbar mit der berühmten Freitreppe zur Klei-

nen Alster am Hamburger Rathausmarkt. Die Bauzeit wurde auf zwei Jahre angesetzt. Das Freibad wurde wegen der zu hohen Kosten und der nicht zu garantierenden Wasserqualität allerdings verworfen.

In der nächsten Ausgabe bringen wir einen weiteren Bericht darüber.



Der Spatenstich als Ereignis, sechs Persönlichkeiten aus Politik und Verwaltung



Dirigentin Hauptmann

Lisa-Marie Holzschuh

Die polnische Sängerin Katarzyna
Dondalska begeisterte mit einer Arie
aus der Fledermaus.

... on top – *aber bitte mit Sahne!*



Markus H., Stabsfeldwebel



Stephanie D., Oberfeldwebel

Hauptfeldwebel Jan Kleffmann, Bassposaune,
Olaf Ott, Tenorposaune, als Gast, er ist
Soloposaunist der Berliner Philharmoniker

Großes, beindruckendes Konzert
in der **Berliner Philharmonie**



Oberstleutnant Reinhard Kiauka, Chef des Stabsmusikkorps, bei der Moderation des Konzerts

Das Stabsmusikkorps der Bundeswehr ist unser ranghöchstes Militärorchester, bekannt von Begrüßungen höchster Staatsgäste und seine Großen Zapfenstriche. Aber es ist mit seinen wunderbaren musikalischen Interpretationen aus der ganzen Musikwelt, von Oper bis Pop viel mehr, als allgemein bekannt ist. Es ist wohl das beste Blasorchester in Deutschland, von philharmonischem Rang durch das solistische

Können seiner Musiker. Unter der einfühlsamen, präzisen Leitung von Reinhard Kiauka findet es überall ein begeistertes Publikum, bis hin nach Japan.

Als Dirigentin im Konzert trat auch die junge Frau Hauptmann Lisa-Marie Holzschuh auf, die das Publikum mit ihrem bezaubernden Können tief beeindruckte. 2023 hatte sie ihr Masterstudium Orchesterleitung mit Bestnoten abgeschlossen.

Seit vielen Jahren hat das Orchester mit über 15 Auftritten, zuletzt in der Berliner Philharmonie, mit einem wunderbaren Einsatz den Wiederaufbau des Berliner Schlosses pro bono unterstützt und so zum Erfolg unserer Spendensammlung beigetragen!

Am 14. Oktober fand nun ein vorerst letztes, sehr heiteres Konzert statt, bis hin zu Liedern von Udo Jürgens. Mit Einlagen hervor-

ragender Solisten fand es wieder einmal ein begeistertes Publikum. Am Schluss gab es wie immer Paul Linkes „Berliner Luft“, die das Publikum zum Mitpfeifen brachte und es endete mit großer Würde mit unserer Nationalhymne.

Das Berliner Schloss, ja wir alle haben mit den Mitgliedern des Orchesters wunderbare Freunde gewonnen. Dafür können wir gar nicht genug danken!



Hauptfeldwebel Juliane Geisler am Vibraphon, sie spielte wie Lionel Hampton



Volles Haus, fasziniertes Publikum



Die Drohne im Anflug auf das Schloss

Ein kleines Dankesgeschenk für unsere Spender

Neuer Schlossfilm ging in die Produktion

von Wilhelm von Boddien

Sandy Lunitz lieferte uns seit 2001 sehr präzise virtuelle Bilder und Filme mit dem Berliner Schloss. Sie waren ein Hauptbestandteil unserer Überzeugungsarbeit dafür, dass das Schloss wiederaufgebaut werden müsse. Vor ein paar Jahren legten wir dem Berliner Extrablatt einen letzten Film bei, mit einem Rundflug um das Schloss herum, durch den Schliëterhof bis hinauf zur Kuppel. Alles aber nur im virtu-

ellen Computer-Design. Jetzt steht das Schloss in großer Vollendung mitten in Berlin und verzaubert mit seiner Schönheit Millionen von Besuchern. Aber nicht jeder unserer Mitglieder und Spender hat es in Natura schon erlebt.

Sandy Lunitz besitzt nicht nur eine über GPS exakt zu steuernde Kamera-Drohne, er hat sogar einen offiziellen Drohnenführerschein. Was lag näher, als ihn zu beauftra-

gen, auf der Basis seines virtuellen Films einen neuen Film, nun aber vom wirklichen Schloss zu drehen?

Drohnenflüge über der Mitte Berlins kann man nun aber nicht einfach ohne behördliche Genehmigung machen. Die Sicherheitsanforderungen lassen das nicht zu, liegt doch z.B. das Auswärtige Amt in unmittelbarer Nähe des Schlosses. Im Frühsommer reichten wir deswegen einen Antrag auf Dreh-

genehmigung bei der zuständigen Behörde ein, wir wollten das Sommerlicht der hellen Tage und das schöne Wetter nutzen – aber dessen Bearbeitung dauerte und dauerte...

Schließlich wurde uns die Genehmigung für die letzte Dekade im Oktober bis Mitte November erteilt. Eigentlich ist dann der Herbst schon düster, regnerisch, ja auch neblig. Aber wir hatten großes Glück, als wir drehten, schenkte uns Petrus zwei goldene Oktobertage. Der Film wird jetzt bearbeitet und für Sie wieder als DVD, nun aber erst der Frühjahrsausgabe 2026 des Berliner Extrablatts als Dankesgeschenk beigelegt, für Ihre so großzügige und langjährige Unterstützung. Wegen der sorgfältigen Bearbeitung des Materials war das wegen des späten Drehtermins vor der Drucklegung dieser Zeitung nicht zu schaffen. Aber vielleicht machen wir Ihnen mit den Bildern vom Dreh und mit dieser Ankündigung schon eine kleine Vorfreude?



Die Drohne stört im Anflug einen Taubenschwarm bei der Suche nach seinem Nachtquartier am Schloss.



Sandy Lunitz

Seit es Weihnachtsmärkte in Berlin gibt:

Der Markt am Berliner Schloss gehörte immer zu den Schönsten!



Weihnachtsmarkt im Lustgarten vor dem Krieg

Seit Generationen betreibt die Firma Wollenschlaeger aus Berlin Weihnachtsmärkte, davon auch immer wieder die am Berliner Schloss. Inhaber Harry Wollenschlaeger nutzt heute allerdings die modernste Technik für Projektionen auf die Schlossfassaden, schafft wärmende Bilder und streut einen Regen von Sternen auf die Besucher. Kürzlich brannten im Lager zahlreiche seiner Buden ab, eine Katastrophe so kurz vor Weihnachten. Doch Wollenschlaeger hat schon andere Zeiten überstanden und strahlt vor Optimismus:

„Der Weihnachtsmarkt 2025 wird nun noch schöner als jemals zu vor!“ Das glauben wir ihm gerne.

Ihnen Allen, liebe Leser, raten wir: Besuchen Sie doch bitte den Weihnachtsmarkt am Schloss und im Schlüterhof. Er wird eine Augenweide! Ihn zu erleben, wird uns alle froh machen.

Und weil die Adventszeit und das Fest schon direkt bevorstehen, wenn Sie dieses Extrablatt in den Händen halten, wünschen wir Ihnen von Herzen:



Sogar während der Sprengungsarbeiten am Schloss gab es noch einen Weihnachtsmarkt, hier steht nur noch das Eosanderportal mit der ausgebrannten Kuppel, das am 30. Dezember 1950 gesprengt wurde.

Fröhliche Weihnachten,
einen guten Rutsch und ein
gesundes, friedliches und
glückhaftes Neues Jahr 2026!

ANZEIGE



Der Weihnachtsmarkt 2024 am Berliner Schloss. Die moderne LED-Technik schafft ein warmes, romantisches Licht, und lässt die Sterne auf die Menschen regnen.

Mathias Brodtkorb

Postkoloniale Mythen

Auf den Spuren eines modischen Narrativs.
zu Klampen Verlag, Springe, vierfarbig, 272 Seiten, 28,00 €

„Lesenswert und glänzend geschrieben
ist das Buch allemal. Und gewitzt noch dazu.“
Prof. Dr. Marc Helmut Kahl in „Frankfurter Allgemeine Zeitung“

Das „Buch ist die beste kritische Einführung (...)
die momentan zu haben ist.“
Mathias Heine in „Die Welt“



Sehenswerte Dokumentation!

Wie steht es um die sog. Einheitswippe?



Immer wieder erreichen uns Anfragen, wie es eigentlich um das geplante Einheits- und Freiheitsdenkmal steht. Wird es überhaupt nach vielen Jahren der Verzögerungen und Kostensteigerungen noch aufgestellt? Sind wir Deutschen heute überhaupt noch in der Lage, dieses eigentlich unglaubliche Ereignis der friedlichen Wiedervereinigung

von 1990 noch zu würdigen? Warum ist das Projekt immer noch nicht fertig. Ironisch schrieben wir im Extrablatt Nr. 103, dass das Denkmal am 3. Oktober endlich eingeweiht würde, aber keiner weiß bis jetzt, in welchem Jahr das stattfindet.

Dazu haben wir eben in der ARD-Mediathek einen langen Do-

kumentarfilm entdeckt, der eine Antwort auf fast alle Fragen gibt und in dem auch hohe politische Prominenz sich mit dem Thema auseinandersetzt. Er heißt „Die Einheit ist eine Baustelle...“

Sie finden die über einstündige Dokumentation bei Google:

Bitte geben Sie dort ein:

ARD Mediathek Einheitsdenkmal

Es öffnet sich die Mediathek. Oben finden Sie den Hinweis:

Die Einheit ist eine Baustelle

Dies bitte anklicken – und schon sind Sie im Film!

Der Film bleibt aufrufbar in der Mediathek bis zum 10. Oktober 2026.

Stille Auktion

Als Spende für das Schloss werden uns angeboten:

- Barocker Schrank
- Barocker Kronleuchter

Bei Interesse wenden Sie sich bitte direkt an die Eigentümer:
Maja & Hendrik Frenzel,
An der Moritzkirche 2,
06108 Halle (Saale),
E-Mail: maja.abeille@sesaventure.de



Barocker Schrank mit Glastür



Barocker Kronleuchter, Fa. Orion, Wien, einem alten Original nachempfunden.

Eva Wens-Schimon

Im letzten Berliner Extrablatt gratulierten wir ihr noch zum 109. Geburtstag, den sie im Mai noch mit Freude und erstaunlicher, lebendiger Frische im Gespräch beging.

Eva Wens-Schimon wurde in der Zeit der Skageraksschlacht im Ersten Weltkrieg und der blutigen Kämpfe um Verdun geboren. Ihr Leben umfasste eine ganze Epoche, vom Kaiserreich, Weimar, dem Dritten Reich Hitlers, von den leidvollen Endkämpfen und der Besetzung Berlins 1945 durch die sowjetischen Soldaten, von der Teilung Berlins und Deutschlands. Am Ende schließlich die beglückende Wiedervereinigung unseres Landes 1990.

Neukölln, in dem sie als Tochter eines Bauern mit Landbesitz geboren wurde, damals noch selbstständig, wurde erst 1919 mit dem Groß-Berlin-Gesetz in Berlin eingemeindet und war zuvor in wenigen Jahrzehnten vom Bauerndorf zu einer Stadt, so groß wie Hannover, geworden. Heute ist der Stadtteil Brennpunkt von Multikulti mit über 150 Ethnien allein dort. Er steht für den Satz von Karl Scheffler über Berlin, den dieser am Anfang des 20. Jahrhunderts prägte: „Berlin ist dazu verurteilt, immerfort nur zu werden und nie zu sein.“

Unvergesslich waren die vielen Sommer-Nachmittags-Tees mit Ku-

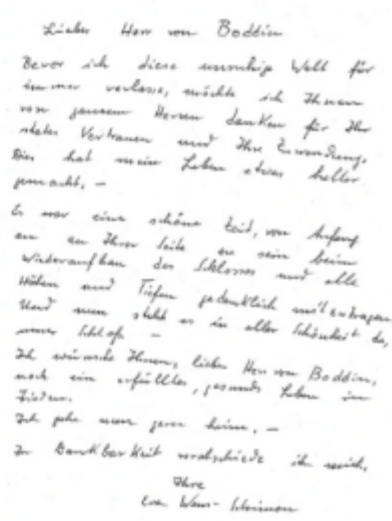


chen und Schlagsahne in ihrem so blühenden, großen Garten hinter der Häuserzeile der Karl-Marx-Straße, aufgrund ihre Erzählung, wie ein kleines Flugzeug im Anflug auf den Tempelhofer Flughafen hier in ihrem Garten abstürzte.

Ich erinnere Eva Wens-Schimon in ihren Erzählungen aber nie als Spiegel ihrer Zeit, sie lebte immer in der Gegenwart, mit ihrem scharfen, berlinisch-charmanten Ver-

stand, mit dem sie sich im Gespräch bewies, wenn sie sich mit dem Schicksal der Stadt auseinandersetzte. Nein, sie war von damenhafter Grandezza und heiterer Liebenswürdigkeit.

In den letzten Tagen ihres Lebens schrieb sie mir mit klarer Schrift den hier stehenden Brief, der mich zutiefst anrührte, als er mir nach ihrem Tod von der Familie übergeben wurde.



Auch wenn wir bei ihrem hohen Alter bewusst dankbar von einem erfüllten Leben sprechen können, ihr Tod reißt eine tiefe Lücke in unseren großen Kreis der Schlossfreunde.

Liebe, wunderbare Eva Wens-Schimon, wir trauern um Sie. Wir, alle Ihre Schlossfreunde, werden Sie nie vergessen und Sie immer in dankbarer Erinnerung behalten.

Wilhelm von Boddien



Eva Wens-Schimon, damals 102 Jahre alt, vor dem Schloss auf Schinkels Flößerbank...



... mit unserem ehrenamtlichen Mitarbeiter und Freund Dieter Raab

Sie haben bisher unser Berliner Extrablatt gesammelt? Sie finden sich in den bisherigen Ausgaben nicht mehr zurecht? Sie haben Ihre Sammlung nicht vollständig oder – Sie haben gar keine Dokumentation des Wiederaufbaus des Schlosses?
Da haben wir die Lösung:

Die große Chronik über den Verlust des alten Berliner Schlosses und seine Rückkehr 1993 – 2023

LETZTE
EXEMPLARE
!



In zwei Bänden haben wir für Sie aus allen Ausgaben des Berliner Extrablatts die besten Artikel, Essays, die schönsten und bewegenden Bilder und Bildreportagen auf insgesamt über 700 Seiten zusammengestellt.

Diese beiden Bände sind eine ganz besondere Chronik des Wiederaufbaus des Berliner Schlosses, ein historisches Dokument und ein Muss für jeden Schlossliebhaber!

Sie erleben in den beiden Büchern erneut den gesamten Wiederaufbau, seine Debatten, den Schmerz um das Verlorene und die Freude über seine Wiedergeburt.

Die Bestellung geht ganz einfach:
Bestellen Sie die Bücher bei uns, ganz bequem mit der letzten Seite dieses Heftes!

**Preis je Buch Euro 19,90
zuzüglich Euro 3,85 Versand- und
Verpackungskosten**



Zwei Musterseiten aus dem Band 2

IMPRESSUM

Herausgeber: Förderverein Berliner Schloss e. V., 22551 Hamburg, FF 56 02 20, verantwortlich für den Inhalt: Wilhelm v. Boddien, 1. bis 104. Auflage: 5.021.500. Die gesamte Auflage wurde aus Spenden an den Förderverein finanziert. Wir danken allen, die uns damit geholfen haben. Bildnachweis: Landesbildstelle Berlin, Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg, Brandenburgisches Landesamt für Denkmalpflege, Wlinsdorf, Bilder zum Humboldt Forum und zu Museen: Bildarchiv Stiftung Preussischer Kulturbesitz, Berlin. Schloss und Humboldt Forum: Prof. Franco Stella, Vicenza. Trotz umfangreicher Recherchen konnten wir nicht alle Urheberrechte der von uns veröffentlichten Bilder in Erfahrung bringen. Wir bitten mögliche Rechteinhaber, sich deswegen mit uns in Verbindung zu setzen. Nachdruck, auch auszugsweise, gegen Zusendung eines Belegexemplares gestattet. Für die Fotos gilt das Urheberrecht des Fotografen bzw. des Archivs. Wiedergaben bedürfen unserer ausdrücklichen Genehmigung und unterliegen der Gebührenordnung des jeweiligen Archivs. Alle CAD-Rekonstruktionen: Copyright: eldaco, Berlin, Telefon 030 - 86 39 39 43; Umbruch und Bildbearbeitung: Projekt design Berlin, Telefon 030 - 48 62 19 00; Druck: MÖLLER PRO MEDIA GmbH (auf umweltfreundlichem Recyclingpapier gedruckt). Hinweis: Wir sind wegen Förderung der Kunst, der Kultur und der Bildung (§ 52 Abs. 2 Nr. 5 und 7 AO) nach der Anlage zum Körperschaftsteuerbescheid des Finanzamtes Berlin für Körperschaften I vom 8. Februar 2024 für den letzten Veranlagungszeitraum 2020 nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 des Körperschaftsteuergesetzes von der Körperschaftsteuer und nach § 3 Nr. 6 des Gewerbesteuergesetzes von der Gewerbesteuer befreit.

Wegen der großen Nachfrage: Von Philipp Oswald gerichtlich beklagte, wenige Restbestände der ersten Auflage werden jetzt verkauft, nun zum Sonderpreis!

Wilhelm von Boddien's abenteuerlicher Weg zum Berliner Schloss



Die dreißig Jahre Wiederaufbau des Berliner Schlosses waren für Wilhelm von Boddien eine abenteuerliche Zeit. Die Blitzeinschläge in den Baukränen auf dem Titelbild stehen symbolisch dafür. Freude, Aufregung und Niedergeschlagenheit lösten sich ständig ab – und erzeugten bei ihm ein unglaubliches Stethvermögen. Aber das Werk gelang nur durch den Zuspruch und die Spenden seiner unzähligen Schlossfreunde, die gerade in diesem Buch zu Wort kommen.

So sind die Kapitel in dem Buch nicht seine Memoiren, sondern eine Erzählung von ganz besonderen Begegnungen mit ganz besonderen Menschen, die stellvertretend vielleicht auch für Sie erwähnt werden. Das macht das Buch zu einem ganz persönlichen Erlebnis auch für Sie: „So war das also!“

Die 47 kurzweilig geschriebenen, in sich jeweils abgeschlossenen Kapitel, chronologisch aneinandergereiht, auf 224 reich bebilderten Seiten, ergeben eine einmalige, ganz persönliche Chronik des Berliner Schlosswiederaufbaus!

Das Berliner Landgericht hatte uns wegen einer Klage von Philipp Oswald mit einer einstweiligen Verfügung den Weiterverkauf der ersten Auflage verboten. Wir hatten darin z. B. seine Anzeige aus dem Jahr 2008 falsch wiedergegeben. Wir hatten geschrieben, sie sei 2007 erstattet worden. Außerdem hatten wir behauptet, er habe uns wegen Untreue und Geldwäsche angezeigt. Diese Passagen sollten wir schwärzen oder den Verkauf einstellen, sonst drohe uns eine hohe Geldstrafe.

Dafür schickte uns Oswald seine Anzeige von damals: Angezeigt hatte er uns wegen Untreue, Urkundenfälschung und wegen eidesstattlicher Falschaussage. Das Verfahren wurde damals von der Berliner Staatsanwaltschaft mangels Anfangsverdacht eingestellt. Wir haben nun einfach die Seiten aus dieser Auflage herausgeschnitten und durch die nicht bestrittenen Seiten der zweiten Auflage ersetzt.

Damit ist dieses Buch zugleich eine einmalige Dokumentation über die Heftigkeit der Auseinandersetzung mit Schlossgegnern – und wird wegen der kleinen, so veränderten Restauflage zur Rarität. Sichern Sie sich jetzt Ihr Exemplar, auf Wunsch gerne mit Signatur des Autors. Vertrieb nur über den Förderverein!

Wilhelm von Boddien

Abenteuer Berliner Schloss, Erinnerung eines Idealisten

224 Seiten mit 96 Abbildungen, Format (B x H) 14,5 x 21,5 cm

Hardcover mit Schutzumschlag, Preis: 19,80 Euro,

ISBN: 978 3 8030 2370 4, Wasmuth & Zöhlner

Der große Schweizer Kunsthistoriker Jacob Burckhardt (1818-1897) hat sich selbst als „Erzdilettant“ bezeichnet. Von ihm ist ein wunderbares Lob des Dilettantentums überliefert: „Bleiben Sie dilettantisch! Glauben Sie, dass das, was gut schmeckt, auch gut ist. Wenn man selber Freude an einem Gegenstand hat, so kann man auch Freude bei anderen erregen, und das ist mehr wert als das sogenannte freudlose wissenschaftliche Arbeiten, das in hübschem Materialsammeln jedes Gefühl abstumpft und von diesem unglücklichen Standpunkt aus allen Genuss für dilettantisch erklärt.“

Das Zitat von Jacob Burckhardt klingt, als habe er über Wilhelm von Boddien gesprochen – und ihm all jene Kunsthistoriker gegenüberge-

stellt, die der Öffentlichkeit seit den Anfängen der Debatte über den Wiederaufbau des Berliner Schlosses erklärt hatten, dass dieser unmöglich sei. Der Hamburger von Boddien, der schon als Abiturient von der Rekonstruktion des gesprengten Berliner Schlosses träumte und später Landmaschinenhändler wurde, war der „Erzdilettant“ in Sachen Wiederaufbau, dem es mit seiner unbändigen „Freude am Gegenstand“ trotz aller Widerstände der „freudlosen“ Wissenschaftler, Fachleute und Politiker gelang, die Rekonstruktion der ehemaligen Hohenzollernresidenz Wirklichkeit werden zu lassen.

Rainer Haubrich

Wenn Sie das Buch interessiert: Bitte bestellen Sie es direkt beim Förderverein, Hinweise dazu auf der letzten Seite, unten rechts!

Großer Spendenaufruf

für die baureife Planung der Gigantentreppe im Schlüterhof

- Der Einbau der Gigantentreppe in das rekonstruierte Berliner Schloss war ursprünglich bei Baubeginn noch vorgesehen. Der Skulpturensaal im Portalrisalit VI hat deswegen bereits die genauen Maße des Treppenkastens. Es wird also nicht zu größeren Abbrucharbeiten kommen, er muss nur im Bereich des Schweizersaals zwischen dem Vestibül und dem Ausstellungssaal abdichtend verglast werden, um genügend Licht für diesen zu haben. Die Unterkonstruktion dafür in Form einer Pergola steht bereits. Ähnliche Abdichtungen muss es dann noch im Bereich des bislang wenig genutzten Cafés geben. Oben, im Treppendurchlass im Vestibül des Schweizersaals, liegen bereits in dessen Boden herausnehmbare Betonplatten.
- Der museale Betrieb wird nicht gestört, bis auf wenige zeitliche Ausnahmen für die Integration des Bauwerks in das Gebäude. Besondere Probleme mit dem Museumsbetrieb im Hause wird es also nicht geben.
- Wir wollen deswegen im nächsten Jahr den Auftrag, das Treppenhaus baureif zu planen, an die Architekten des Büros von Franco Stella vergeben, die auch das Schloss rekonstruiert haben. Sie verfügen über alle Daten, wie die Gigantentreppe in den bisherigen Skulpturensaal mi-



nutiös eingepasst werden kann. Da wir dann über alle Daten für eine seriöse Ausschreibung der Baumaßnahmen verfügen, können wir aufgrund der Erfahrungswerte aus der Schlossbauzeit eine sehr genaue Kostenschätzung vornehmen. Dieser Wert wird dann um einen Inflationsfaktor erhöht. Wir erhalten so die ziemlich genauen Baukosten. Bei der Gesamtbausumme kommt es nicht auf 500.000 Euro an, da wir sowieso Reserven einbauen werden, die beim späteren Bau jedes Risiko von der Bundesrepublik Deutsch-

land und dem Land Berlin als Eigentümern des Bauwerks nehmen. So haben wir es 2004 auch mit der Ermittlung der Wiederaufbaukosten für die Schlossfasaden gemacht – und es hat geklappt.

- Danach können wir feststellen, ob wir es uns zutrauen, die ge-

samten Baukosten ausschließlich über unsere dafür wieder zu aktivierende Spendensammlung abzudecken. Ist das der Fall, wenden wir uns an Kulturstatsminister Wolfram Weimer, der zugleich Stiftungsratsvorsitzende der Stiftung Humboldt Forum im Berliner Schloss ist, um sein Einverständnis für den Einbau der Treppe zu geben. Ohne dieses könnten wir nicht mit der Spendensammlung für die Treppe beginnen, weil wir sonst unseren Spendern das nicht einzuhaltende Versprechen abgeben, das die Treppe rekonstruiert würde. Als gemeinnütziger Verein dürfen wir das auch nicht.

- Nur wenn die Bausumme vollständig nach unserer Spendensammlung von uns bezahlt werden kann, wird es überhaupt zum Bau kommen. Wir rechnen mit einer Sammlungsdauer von gut vier Jahren, also einem frühesten Baubeginn 2029/2030.

Unser Vorhaben ist seriös geplant und machbar!

Wir wären Ihnen sehr dankbar, wenn Sie uns schon für die Planungskosten mit Ihren Spenden nach Ihren Kräften großzügig unterstützen würden. Diese kennen wir natürlich, nennen sie hier aber nicht, um im Sinne eines vernünftigen Angebots mögliche Verhandlungsspielräume nicht zu verlieren.

Förderverein Berliner Schloss e.V.

Spendenkonto: Deutsche Bank AG
zugunsten der baureifen Planung
der Gigantentreppe
BIC: DEUTDE33XXX
IBAN: DE41 1007 0000 0077 2277 00

Buchbestellung

Bitte liefern Sie mir

..... Exemplare der doppelbändigen Chronik
„Wiederaufbau des Berliner Schlosses 1991 – 2023“
zum Preise von Euro 39,80

..... Exemplare des Buches „Abenteuer Berliner Schloss“ gem. Seite 47
zum Preis von Euro 19,80

zusätzlich Porto und Versandkosten Euro 3,85

Zahlung nach Lieferung und Rechnungserhalt, wenn Sie Mitglied oder Spender sind. Ansonsten bitten wir um Ihr SEPA-Lastschriftmandat!



**Förderverein
Berliner Schloss e. V.
Postfach 56 02 20
22551 Hamburg**

Bitte in einem Fensterbriefkuvert absenden oder
faxen: +49 (0) 40 / 89 80 75 10